

# Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **88 (1992)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

HANS-PETER VON AARBURG / KATHRIN OESTER (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1990. 179 S., Abb. (Studia ethnographica friburgensia, 16).

Ist die Wohnung Insel und Refugium in der Brandung des Lebens, ist sie schützendes Nest, oder verleitet sie ihre Bewohner dazu, sich vor der Wirklichkeit zu verschanzen, ist sie Bunker oder Gefängnis, die von der Aussenwelt abschotten? Diese Fragen ziehen sich als Leitmotiv durch diese Sammlung von Referaten und Aufsätzen, und schon in der Einleitung nimmt *Hans-Peter von Aarburg* eindeutig Stellung zugunsten der «Gefängnisthese». Wohnvorstellungen seien oft «(selbst-)zerstörerische Wahnvorstellungen», heisst es da, und mit Kafkas Erzählung «Der Bau» wird eine einprägsame Metapher gefunden für das aus dem Gleichgewicht gebrachte Wechselspiel von Innen und Aussen: Der Bau ist zunächst mit seinem Labyrinth von Gängen idealer Schutz vor den Unbilden der Aussenwelt, bis ein undefinierbares Zischen für das Tier im Bau so zur Obsession wird, dass es den Bau als gefährlicher als das Draussen erlebt.

Die Beiträge des Buches lesen sich wie Fallbeispiele zu Kafkas Geschichte. So wird z. B. der Arbeiter-Wohnungsbau im 19. Jahrhundert als Vehikel für die Verhäuslichung und Verbürgerlichung der Arbeiter vorgestellt. Die Pflege der kleinen Eigenwelt von Haus und Garten habe die Arbeiter in die private Isolation geführt und sie von ihren gesellschaftlichen Interessen abgelenkt. Als Falle wird die Wohnung auch am Beispiel der traditionellen Wohnrolle der Frau gebrandmarkt, weil sie die Frau auf Häuslichkeit reduziere und ihr den Zugang zu anderen Lebensbereichen erschwere. Mühelos lassen sich auch Beispiele wie der Traum vom Eigenheim oder die nostalgische Folklorisierung der Einrichtung in die Kette wahnhafter Befriedigungen im Wohnbereich einordnen. Denn es hat sich schon oft gezeigt, dass es eine gefährliche Gratwanderung ist, ob das Eigenheim all die hohen Erwartungen an Unabhängigkeit und Sicherheit erfüllen kann, oder ob es nicht mit hohen Schuldenlasten und weiten Pendlerwegen zur Bedrohung des privaten Glückstrebens wird. Ebenso ist der Versuch, sich eine Atmosphäre von Dauer und Bodenständigkeit durch eine folkloristisch gestylte Einrichtung in die Wohnung zu holen, immer wieder als trügerische Flucht in weltabgewandte Nischen entlarvt worden. All diese Beispiele haben freilich auch etwas vergröbernd Stereotypes: Der Ideologievorwurf trifft immer die «anderen», die Eigenheimphilister, die Heile-Welt-Sucher, die unemanzipierten Frauen oder Arbeiter. Die Diagnosen verschweigen, dass in Wirklichkeit der Bruch durch jedes Individuum geht, dass es ein notwendiger Balanceakt für jeden Wohnenden ist, die Spannung zwischen Drinnen und Draussen zum Ausgleich zu bringen. Wie stark und unübersehbar der Wunsch nach einer individuell geprägten privaten Schutzzone ist, verdeutlicht ohne viel Worte eine Fotoreportage über die Wohnungen der unterschiedlichsten Zeitgenossen.

Reizvolle Ausdifferenzierungen des Themas bringen zwei Beiträge, die sich sehr konkret mit den räumlichen Vorbedingungen und Effekten der Enklave Wohnung befassen. Die Rolle von Architekturelementen wie Schwelle, Tür, Mauer wird diskutiert, und mit Kloster und Gefängnis werden zwei Typen extremer Einschliessung vorgestellt. Von diesen Extrem-Modellen her ergeben sich interessante Überlegungen zu eventuellen Parallelerscheinungen in der nach aussen abgeschotteten Privatwohnung. Verliert der in seiner Wohnung Eingeschlossene ebenso das Gefühl für Zeit, Gegenwart und weitere Horizonte wie die Gefängnis- oder Klosterinsassen? Das ist eine Diskussion, die durch dieses Buch angeregt werden könnte, und sie ist um so brisanter, als in einem Ausblick am Schluss des Buches eine zunehmende Bedeutung des Wohnbereichs in der Freizeitgesellschaft prophezeit wird.

Margret Tränkle

CHRISTIANE SCHURIAN-BREMECKER: Kenia in der Sicht deutscher Touristen. Eine Analyse von Denkmustern und Verhaltensweisen beim Urlaub in einem Entwicklungsland. Münster: Lit Verlag 1989. VII, 387 S. (Volkskunde, 4).

Eingangs ordnet die Autorin den Kenia-Tourismus in die sozio-demographische Struktur des deutschen Tourismus allgemein und des Ferntourismus speziell sowie dessen Problemfelder ein. Kenia hat seine touristischen Gettos an der Ostküste entwickelt (S. 71). Ökonomische und arbeitsmarktspezifische Effekte (S. 83) werden beschrieben, ebenso die historische Entwicklung des dortigen deutschen «Massentourismus gehobenen Standards» (S. 159), die saisonale Abhängigkeit der Preise, der Aufenthaltsverlauf, Kenia-Marketing in Deutschland, die Darstellung des Landes in der Tourismus-Werbung (S. 106), Veranstalter und Kosten. Die Autorin wohnte nicht im Touristenhotel – was zwar Distanz ermöglichte, aber teilnehmende Beobachtung erschwerte (S. 135/136). Ihr ging es in erster Linie um «Verhaltens- und Denkmuster deutscher Touristen», vornehmlich erschlossen aus 530 ausgewerteten Fragebogen (S. 138) von vier Küstenorten und 16 Intensiv-Interviews mit 28 Personen (vor allem Rucksacktouristen).

Aus den Antworten ihrer «Versuchspersonen» (S. 306) hat sie eine eigene Typisierung entwickelt: Erholungsurlauber, Erlebnisurlauber, aufgeschlossene Urlauber, Sporturlauber und Sexurlauber (S. 336) hat sie gefunden. Sechs Stunden beansprucht der Strandurlaub täglich (S. 189; leider gibt es keine detaillierteren Studien über den Tagesverlauf); Safaris werden mit zwei Betreuern je Tourist (S. 208) vor allem der Fotos wegen unternommen. Touristen kaufen Souvenirs von Beach-Boys oder im «Curio-Shop» (über beider Ökonomie erfährt man eher zuwenig, S. 231 – das ist eine der Stellen, wo man sich wünschte, dass die Autorin aus ihren Einblicken mehr mitteilte). Die Urlauber informieren sich relativ intensiv – stärker als die Autorin in ihren ursprünglichen Hypothesen annahm (S. 126, S. 352). Frauen informieren sich mehr, Rucksackurlauber beschränken sich auf gelebte Traveller-Ideologie und sind, im Gegensatz zur Vorausannahme, nicht einfühlsamer (S. 353, S. 299) oder interessierter als andere – sie kommen sich zwar besser vor, aber selbst ihre Kontaktbedürfnisse beziehen sich mehr auf andere Tramper (S. 245) als auf die Bewohner des Landes. Sie entwickeln ihre eigene Subkultur. Von diesen Ausnahmen abgesehen, sagen die meisten Ergebnisse der Fragebogenauswertung nicht mehr als die Hypothesen des «gesunden Menschenverstandes» aus, und sie sind in ihrer Eindimensionalität auch keiner weitergehenden Interpretation zugänglich.

Die angewandte Methode erschliesst nur, was üblicherweise geschieht. Sie bietet keine Möglichkeit, über das nachzudenken, was auch geschehen könnte. Der Wunsch nach mehr Information (S. 181) lässt auch Chancen erkennen (und man kann fragen, was es ausser Information denn noch an Qualitäten des Urlaubs gibt, für die solche Chancen bestehen). «Wer in ein fremdes Land reist, auch wenn er kaum wirklich Kontakt hat, wenn er die Realität gar nicht wahrnimmt, der scheint sich anschliessend dann doch für dieses zu interessieren» (S. 354). Immerhin. «Sagen Sie mir doch, die hassen uns, oder?», fragt eine Touristin die Interviewerin (S. 324). Die darin zum Ausdruck kommende Verunsicherung liesse sich, wenn man vorurteilsfrei die realen Prozesse und Abläufe betrachtet, vielleicht auch produktiv verarbeiten.

Ein wichtiges Thema dieser Arbeit ist der «Sextourismus». Bei Afrikareisenden der früheren Kulturszene (wie z.B. André Gide) spielen mit Selbstverständlichkeit Motive der sexuellen Neugier eine Rolle; der heutige Tourist ist nicht in der gleichen privilegierten Situation. Üblicherweise reagiert die Tourismusanalyse mit moralischer Entrüstung und Distanzierung, so auch die Autorin. Die Chance, die in aufschlussreichen Gesprächen gewonnenen einschlägigen Informationen ausführlicher zu referieren, wird nicht genutzt. Die beobachteten Formen verraten eine grosse Varianz, und zwischen denjenigen, die bezahlte «Ferienfreundschaften» anstreben (bei Frauen auch für männliche Begleiter zu beobachten; sie sind teurer, S. 279), und flüchtigen käuflichen Kontakten bis hin zu extrem die Würde verletzenden Formen bestehen grosse Unterschiede. Zu fragen ist vielleicht auch, wo die grössere Heu-

chelei zu finden ist – bei dem Prostitutionstouristen, der seiner regelmässigen «Ferienfreundin» Puppen für die Kinder und allerhand sonstige Geschenke mitbringt (S. 326), oder den Pauschalreisenden, die nur moralisch entrüstet reagieren und die wirklichen Abhängigkeiten und Benachteiligungen lieber verdrängen. Übrigens: «Nach den Angaben eines Informanden (sic) setzen sich die deutschen Sextouristen aus 60% Männern, 30% Frauen und 10% Homosexuellen zusammen» (S. 256). Das hätte im Verlauf des Promotionsverfahrens jemandem auffallen müssen.

Dieter Kramer

GISLIND M. RITZ / WERNER SCHIEDERMAIR: Klosterarbeiten aus Schwaben. Ausstellungskatalog. Gessertshausen: Schwäbisches Volkskundemuseum 1990. 160 S., Abb. (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 5).

Es war still geworden in der Volkskunstforschung, die eine lange und wohl auch gute Tradition hat. Eine gewisse «Theoriemüdigkeit», die – vielleicht etwas vorschnelle – Absage an den sogenannten volkskundlichen Kanon und die Umorientierung zahlreicher kulturhistorischer und volkskundlicher Museen auf den «Alltag», besser das «Alltägliche» in Arbeit und Umwelt, hatten ein Ende der theoretischen Auseinandersetzungen, aber auch der grossen Volkskunst-Prachtbände gebracht. In den letzten Jahren scheint eine Aufwertung der Volkskunstforschung in Sicht, eine neue Bewertung populärer Kunst und Kreativität, wobei der Konstruktcharakter des alten Volkskunstbegriffes erneut diskutiert wird. Gleichzeitig erscheinen fundierte Materialaufbereitungen, die kunstwissenschaftliche mit sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen verbinden, welche die Kunstobjekte und deren Hersteller aus ihrem jeweiligen gesellschaftlichen und historisch bedingten Umfeld zu erklären versuchen.

Eine solche Arbeit soll hier vorgestellt werden: «Klosterarbeiten aus Schwaben», der Katalog zur Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld; wobei für Nicht-Bayern gesagt werden muss, dass es sich um Bayerisch-Schwaben handelt. Ausgestellt und vorgestellt werden vor allem die Miniaturkunstwerke aus Gold- oder Silberdraht, aus Metallfolien, Wachspferlen, farbigen Glassteinen, Seide und Spitzen. In Bildtafeln und Kastenbildern umrahmen sie Reliquien oder Andachtsbilder, Miniaturen und Wachsbilder. Diese «Schönen Arbeiten», wie sie oft in Urkunden und Rechnungen des 18. Jahrhunderts genannt wurden, waren weit verbreitet. Seit dem 15. Jahrhundert bekannt, war ihre Blütezeit im 18. und frühen 19. Jahrhundert; seltene Belege finden sich noch in unserer Zeit. Sie wurden vor allem in Klöstern, speziell Frauenklöstern, hergestellt.

Damit ist kurz skizziert, was die Autoren des Kataloges sehr viel differenzierter darlegen. Nach einer Einführung von *Hans Frei* folgt der kenntnisreiche Überblick von *Werner Schiedermaier*: «Klosterarbeiten – Hinweise zu Begriff, Wesen, Herkunft, Verwendung und Herstellern». *Claudia Madel-Böhringer*, *Erwin Holzbaur* und *Werner Schiedermaier* stellen dann die drei Frauenklöster vor, aus denen die Exponate stammen: die Zisterzienserinnenabtei Oberschönenfeld, das Franziskanerinnenkloster Heilig-Kreuz in Mindelheim und das Dominikanerinnenkloster Maria, Königin der Engel, in Bad Wörishofen. Kernstück des Buches ist der ausgezeichnete Katalog von *Gislind M. Ritz*; hilfreich auch das Glossar am Ende des Bandes.

Auch wenn *Werner Schiedermaier* betont, dass mit dieser Arbeit nur erste Zugänge gewiesen werden sollen, und eine eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit Klosterarbeiten fordert, hat die Spurensuche hier doch zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt: Transparent werden die sozialgeschichtlichen Hintergründe dieser Kunstformen, fassbar – oft sogar mit Namen – auch die Herstellerinnen, deren «kunstfertige Finger» von Zeitgenossen gerühmt wurden. Damit sind Wege für weitere Forschungen gewiesen, Forschungen, welche die Volkskunst nicht als zeitlose, anonyme Werke sieht, sondern als Kunstäusserungen im Spannungsfeld von Produzent und Konsument, also im sozialen und historischen Kontext.

Elke Schwedt

ROBERT BÖCK: *Volksfrömmigkeit und Brauch. Studien zum Volksleben in Altbayern*. Hg. und eingeleitet von Karl-S. Kramer. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1990. 252 S., Abb. (Münchner Veröffentlichungen zur Volkskunde, 10).

Es handelt sich bei diesem Buch eigentlich um eine Festschrift zum 70. Geburtstag des renommierten Münchner Volkskundlers *Robert Böck*, dessen Werk – besonders auch die wesentliche Mitbeteiligung an der «Wallfahrtsinventarisierung der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde» – *Karl-S. Kramer* in seiner Einleitung würdigt und dabei hervorhebt, dass der Jubilar seine Forschungen neben seiner Berufstätigkeit als Beamter der Stadtverwaltung geleistet hat. Kramer hat als Herausgeber sechs Arbeiten vereinigt, die Böck bereits im «Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde» veröffentlicht, für diese Neuedition aber neu bearbeitet hat, ergänzt von einem Verzeichnis der Schriften (1951–1990) des Jubilars.

Entsprechend dem Forschungsgebiet Böcks gliedert sich das Buch in einen größeren Teil über das Wallfahrtswesen Altbayerns, hauptsächlich des Münchner Raumes, und in einen kleineren über andere Gebiete der Volkskunde. Akribisch geht Böck der Verehrungsgeschichte des hl. Benno nach, dessen Kult erst nach der Übertragung der Reliquien von Meissen nach München richtig aufblühte (Schutzpatron Münchens und des Landes Bayern).

Zwei aussergewöhnliche Wallfahrtsorte sind Hl. Blut in Einsbach (erstes in Deutschland bekanntes «Hostienwunder») und Maria Stern in Taxa (bzw. Odelshausen); die Ursprungslegende von Taxa hängt mit den eigenartigen «Sterneiern» jenes Ortes zusammen. Besonders wertvoll ist die Analyse der Mirakelbücher aller behandelten Wallfahrtsorte (Benno in München, Hl. Blut in Einsbach, Maria Stern in Taxa). Die Aufgliederung in Personenkreis, Einzugsgebiet, Anliegen (Krankheiten der Menschen sehr detailliert, Krankheiten und Seuchen des Viehs, Gefahr und Schaden an Leib und Leben, Geld und Gut und an persönlicher Ehre, Schäden durch übernatürliche Kräfte, seelische Anliegen), Opfer und Votivgaben ist vorbildhaft. Den zweiten Teil des Buches bilden die Beiträge über das «Hutsingen» im Dachauer Land, eine rare Form von volkstümlichem Stegreif-Wettsingen, und die einzigartigen «Mörtelplastiken im nordwestlichen Oberbayern» (meistens Darstellungen des hl. Leonhard mit Pferden) des Maurers Bartholomäus Ostermair. Leider fehlen Register, welche die Benützung dieses reichhaltigen Werkes wesentlich erleichtern würden.

Walter Heim

PETER PFRUNDER: *Pfaffen, Ketzer, Totenfresser. Fastnachtskultur der Reformationszeit – Die Berner Spiele von Niklaus Manuel*. Zürich: Chronos Verlag 1989. 336 S., Abb.

Nein, es geht nicht um kannibalische Ernährungspraktiken mittelalterlicher Häretiker, wie man aus dem Titel schliessen könnte, sondern um eine Interpretation der Fastnachtsspiele von Niklaus Manuel.

An der Fastnacht 1523 wurde in Bern ein Spiel aufgeführt, das Missstände in der katholischen Kirche geisselte. Dies geschah mit Einverständnis des noch nicht reformierten Rates am wichtigsten Platz der Stadt, der Kreuzgasse, wo sich das Strassensystem kreuzte, die weltliche und die geistliche Macht aufeinandertrafen, und wo die Blutgerichtsurteile verkündet wurden. Der Erfolg bewog Manuel wahrscheinlich, ein paar Tage später, an der alten Fastnacht, noch ein zweites Stück aufzuführen zu lassen. Es ist viel kürzer, doch um so einprägsamer: Zwei Züge treffen am selben Ort aufeinander, der Papst mit seinem Hofstaat in reichster Prachtentfaltung einerseits (wohl von der Münstergasse her), und Christus, auf einem Esel, begleitet von Armen und Kranken andererseits (wohl von der Rathausgasse herkommend); sie sprechen nicht miteinander, das Ganze wird von zwei Bauern kommentiert. Den beiden Spielen war eine starke Wirkung beschieden, sie wurden im folgenden Jahr in Zürich gedruckt und übten einen bemerkenswerten Einfluss zugunsten der Reformation aus. Das erste wurde und ist unter dem Namen «Vom Papst und seiner Prie-

sterschaft» bekannt (s. bei Paul Zinsli), Pfrunder nennt es (nach einer andern Ausgabe) «Totenfresser» (hoffentlich nicht nur des grellen Titels wegen). Das zweite heisst «Von Papst und Christi Gegensatz». Beide nennt man in der Fachliteratur auch *Reformationsspiele*. Wenn man Pfrunder glauben will, wurde (wohl von Germanisten) ihr fastnächtlicher Kontext zuwenig in Betracht gezogen.

Es braucht kein angestregtes Hangeln von Theorie zu Theorie, keine Reverenzen vor Autoritäten, um zu begründen, dass man *interdisziplinär* vorgehen muss, um einem so vielseitigen Menschen wie dem Maler, Dichter und Staatsmann Manuel und seinem Werk irgendwie gerecht zu werden.

Nach einer Einführung zum Zeitgeschehen, den Spielen, ihrem Autor und der Manuel-Forschung wendet sich Pfrunder seinem übergreifenden Ziel, die bislang kaum untersuchte eidgenössische Fastnachtskultur der Reformationszeit zu erforschen, zu. Er beginnt mit einem Überblick über die Konzepte der historischen Fastnachtsforschung (gemeint sind eher die volkskundlichen), beschreibt die verschiedenen Aspekte der mittelalterlichen Fastnacht, von den politischen (eidgenössische Fastnachtsbesuche), militärischen (wobei er sonderbarerweise ohne Schaufelbergers Standardwerk «Der Alte Schweizer und sein Krieg» auskommt), gesellschaftlichen bis zu den privaten körperlichen und seelischen usw.

Dies alles scheint mir vom Volkskundlichen her korrekt dargestellt, aber doch bekannt zu sein. (Als neu ist mir daran hauptsächlich aufgefallen, was alles als «Kultur» bezeichnet wird: Fastnachts-, Kriegs-, Fress- und Saufkultur... Wie soll man es denn nennen, wenn's einmal kultiviert zugeht? Sind diesem Linguisten, der sich den Barbarismus «Fribourger» leistet, die Worte ausgegangen?) Immerhin: Pfrunder kennt seine Volkskunde und hat die Kontroversen der (deutschen) Volkskundler souverän auf einen Nenner gebracht.

Eigene Forschungen hat er jedoch nicht unternommen. Er führt Hans Mosers gescheiterten Ratschlag an, auch Rechnungsbücher auszuwerten, denn «gerade die letzteren enthalten nach Moser oft aufschlussreiche Belege zur Geschichte der Fastnacht» (S. 55). Leider hat sich Pfrunder die Zeit und Mühe dafür nicht genommen. Er hätte dabei nicht nur etwa merken können, dass Fastnacht – wie Martinstag – Zins-, Kündigungs- bzw. Antritts- und Umzugstermin ist, vielmehr hätte er aus Rechnungsbüchern ein zutreffenderes Bild vom Mittelalter erarbeiten können (namentlich von den Beweggründen mittelalterlicher Stadtväter) und sich manche zweifelhafte Interpretation erspart. So versucht er krampfhaft, Verordnungen zur Zügelung der Völlerei als Zementierung sozialer Verhältnisse zu deuten oder beurteilt Massnahmen als «sozial repressiv», wenn es in Wirklichkeit um die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit ging (z.B. beim Vermummungsverbot für ansteckend Kranke [Sondersieche] oder beim Vermeiden von Anlässen zu Raufhändeln).

Überzeugender sind die folgenden Kapitel, worin nun die Manuelschen Spiele ins fastnächtliche und reformatorische Umfeld gestellt werden. Pfrunders These, dass gerade die Kombination dieser beiden Komponenten die Wirkung dieser Spiele ausmache, kann man beipflichten. Wünschenswert wäre vielleicht ein vertiefter Vergleich mit Pamphilus Gengenbachs Spiel «Totenfresser» (das immerhin Manuel als Anregung diente) oder eine Untersuchung, inwieweit die Spiele Manuels als Antwort oder Parodie zu katholischen Inszenierungen (Passionsspielen, Prozessionen usw.) aufgefasst werden könnten. Ferner frage ich mich, warum Pfrunder, der erläutert, Manuel wolle in seinen Spielen «die Gesellschaft (...) umfassend (...) repräsentieren, und zwar vom Bettler bis zum Edelmann», nicht auf Manuels «Totentanz» zu sprechen kommt? Warum wollte er über diesen interdisziplinären Hag nicht auch fressen? Doch das sind nur Nebengeräusche zum marktschreierischen und irreführenden Titel dieser an sich brauchbaren Zürcher Dissertation. Peter F. Kopp

ALFRED CAMMANN: Märchen – Lieder – Leben in Autobiographie und Briefen der Russlanddeutschen Ida Prieb. Marburg: N.G. Elwert Verlag 1991. 417 S., 32 Abb., 1 Karte, Notenbeispiele. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 54).

Alfred Cammann, der uns schon viele gute Sammlungen von Volkserzählungen aus dem Munde von ehemals in Osteuropa angesiedelten Deutschen geschenkt hat, zeigt auch in dieser schönen Ausgabe eine glückliche Hand bei der Auswahl von autobiographischen Texten, Familiengeschichten, Liedern, Anekdoten, Märchen, Briefen und Erinnerungsfotos. Alle diese wertvollen Zeugnisse haben, so als handle es sich um ein ungewöhnlich reiches Privat-Album, mit der am 12. Juni 1923 in Berestowo (im Gebiet Woroschilowgrad/Ukraine) geborenen Ida Prieb zu tun, welcher Cammann schon 1975 einen grossen Aufsatz gewidmet hatte (Eine deutsche Märchenerzählerin aus der Ukraine. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 18, 88–177). Der eigentlichen Sammlung von Erzählungs- und Liedtexten werden hier, einleitend, Berichte anderer ehemaliger Ukraine-Deutscher (Alexander Krieger, Bremen, Viktor Artes, Mehrstetten, Eugenie Gellert, Rosenheim) beigelegt – nur ein Forscher, der sich im Umfeld seiner Gewährspersonen so gut auskennt wie Alfred Cammann, ist in der Lage, einen so dichten und aussagekräftigen Kontext herzustellen. Ida Prieb steuert einen eigenen «kleinen» Lebenslauf (S. 63–67) bei, dem wir entnehmen, dass sie ihr Repertoire einerseits von ihrem Grossvater Zöhner, «bekannt als der grösste Lügner», bezog, andererseits von ihren Kontakten mit ukrainischen Nachbarn, was wieder einmal beweist, dass sich Zweisprachigkeit (später kommt bei Frau Prieb die Kenntnis des Polnischen hinzu) für das Tradieren und Austauschen von Volkserzählungen als ungemein wichtig erweist.

Denn auch diese Sammlung ist wieder einmal, wie man es von den Cammannschen Arbeiten her gewohnt ist, reich an Gesagtem und Gesungenem, das mit Hochachtung vor der Persönlichkeit der Erzählerin zusammengetragen und mit liebender Sorgfalt ediert wurde. Nicht alles ist hier vom Tonbandprotokoll her in Schriftlichkeit übertragen (und das gesprochene Wort ähnelt – gut so! – ganz und gar nicht der Grimmschen Literatursprache!); Cammann verwendet ebenso sehr brieflich Mitgeteiltes und lässt uns, nicht ohne Grund, spüren, dass er einen grossen Kreis von KorrespondentInnen hat, die ihm gerne ihr Wissen und ihre Worte anvertrauen. Das wirkt manchmal ein wenig vertraulich-bieder, aber niemals plump. Da steckt, ich muss es offen sagen, mehr Menschliches drin als in so manchen unserer akademisch-trockenen Bücher.

Die Biographie-Forscher werden insbesondere den breiten Abschnitt «Leben und Schicksal von Ida Prieb» (S. 133–298) zur Kenntnis nehmen, einen Lebensbericht, der nicht ohne Berücksichtigung von Wunschvorstellungen des Herausgebers (s. S. 16) entstand, der aber reich ist an Anekdoten, welche nicht nur auf Persönliches, sondern auf dahinterliegende allgemeine historische, soziale und auch politische Verhältnisse und Probleme verweisen. Viel ist hier, wenngleich nicht immer chronologisch geordnet, zu erfahren über Kinderspiele, Familien-Erinnerungsgeschichten, die Erzähler-Rolle des Grossvaters, interkulturelle Beziehungen, Feste und Feiern, Schul-Leben, Essen und Trinken, Kinderarbeit, politische Auseinandersetzungen, die Eltern und die Stiefmutter, fehlende Sexualerziehung, Liebschaften, Berufsleben, Kriegsereignisse, Fluchterlebnisse, Umsiedlungsprobleme. Die Oral-History-Forschung wird diesen Text mit anderen vergleichbarer Herkunft und Art zusammenfassend interpretieren müssen.

Alfred Cammann hat diesem Werk durch Dietmar Wagner brauchbare Register hinzufügen lassen (Geographisches Register, S. 383f.; Motiv- und Sachregister, S. 385–392, je zweispaltig); das Literaturverzeichnis (S. 393–395) scheint ein wenig knapp geraten; der Bildteil mit 31 Photos und einer Karte illustriert in anschaulicher Weise das Geschriebene. Wir möchten den Meister der Feldforschung zu dieser Edition beglückwünschen.

Rudolf Schenda

ROSMARIE ERNST: Lesesucht, Schund und gute Schriften. Pädagogische Konzepte und Aktivitäten der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins (1859–1919). Zürich: Chronos Verlag 1991. 343 S., 14 Abb.

Diese Zürcher Dissertation aus dem Fach der Pädagogik hat in doppeltem Sinne mit Volkskunde zu tun. Sie zeigt einmal, wie stark im Zeitraum zwischen 1860 und dem Ersten Weltkrieg das Lesen des Volkes bemängelt und gegängelt worden ist: Insbesondere wird hier, in chronologischem Ablauf und minutiös protokollarisch, die Arbeit der Jugendschriftenkommission (JSK) im Schweizerischen Lehrerverein (SLV) mit ihrer Politik der «guten Schriften» analysiert. Sie zeigt auf der anderen Seite, von der Autorin eher unbeabsichtigt, enge Verflechtungen zwischen diesen Bemühungen gegen die «Lesewut» und um saubere Lesestoffe für die Jugend und Anstrengungen auch folkloristisch interessierter Lehrer und Rektoren, Märchen, Sagen und historische Jugendromane als pädagogisch wertvolle Texte zu sammeln, beziehungsweise zu produzieren. (Vgl. R. Schenda / Hans ten Doornkaat: Sagen-erzähler und Sagensammler der Schweiz. Studien zur Produktion volkstümlicher Geschichte und Geschichten vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Bern / Stuttgart: Haupt 1988). Persönlichkeiten wie Otto von Greyerz (1863–1940), Jakob Christoph Heer (1859–1925), Heinrich Herzog (1822–1898), Johannes Jegerlehner (1871–1937, nicht Mitglied der JSK), Jakob Kuoni (1850–1928), Wilhelm Senn (1845–1895), Otto Sutermeister (1832–1901), Josef Victor Widmann (1842–1911) oder Bernhard Wyss (1833–1889) wenden sich der *littérature orale* zu, weil sie diese für urwüchsig-bodenständiges Volksgut halten, und schreiben eine entsprechende volkstümelmde Literatur auf der Basis eines Kulturpessimismus, der in der Rückschau politisch nicht weniger verdächtig ist als die von diesen Männern (denn Frauen sind in dieser Bewegung nur ausnahmsweise zugelassen) perhorreszierte Schundliteratur. (Vgl. Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. [The Politics of Cultural Dispair]. Bern / Stuttgart / Wien 1963; R. Schenda: Schundliteratur und Kriegsliteratur. Ein kritischer Forschungsbericht zur Sozialgeschichte der Jugendlesestoffe im Wilhelminischen Zeitalter. In: Karl Ernst Maier [Hg.]: Historische Aspekte zur Jugendliteratur. Stuttgart: K. Thienemann 1974, 72–85, 132–138).

Jakob Kuoni (St. Gallen) zum Beispiel eröffnet 1900 mit seinem «Nachtwächter Werner» (arm, aber glücklich, Schicksalsschläge durch böse Verleumdung und untergeschobenes Diebesgut, happy ending – aber die Mutter, das schwache Weib!, wird wieder einmal geopfert) die Serie der Jugendschriften der JSK (7000 Exemplare, Preis: Fr. –.70), und er stellt für diese Reihe 1909 auch «Balzli, der Schwabengänger» (zuerst 1894) zur Verfügung (arm aber unglücklich, Schicksalsschläge durch Verleumdung wie oben, happy ending: Balzli wird Lehrer!). Der zweite Band der Reihe bringt dann J. Gotthelfs «Der Knabe des Tell». Rosmarie Ernst listet die Abfolge dieser Serie (S. 185–204) mit nützlichen Angaben über Auflagen, Preise und Inhalte der Büchlein auf. 1913 erschien der 12. Band mit patriotischen und militaristischen Erzählungen des Oberstleutnants Jegerlehner (vgl. Marianne Preibisch in Schenda / ten Doornkaat, a. a. O., 461–479); der 13. Band (1915) wird dem nicht weniger vaterländisch-pathetischen Meinrad Lienert anvertraut. «Ausser Zweifel steht, dass eine systematisch unternommene ideologiekritische Durchleuchtung der JSK-Jugendschriften interessante Ergebnisse zutage brächte», schreibt Frau Ernst S. 205. Schade, dass sie eine solche Kritik selbst nur ansatzweise auf einer Seite (S. 205f.) versucht!

Der Wert dieser Arbeit liegt in den solide aufgearbeiteten historischen Materialien zur Entwicklung des SLV und speziell der JSK (mit 13 Männern unter dem Präsidium des Diakons und Küsnachter Seminardirektors David Fries) seit 1859. Pläne, Statuten, Manifeste, Protokolle, Programme, Aufsätze, Literaturempfehlungen, Schriftenverzeichnisse, Mitgliederlisten werden mit glücklicher Hand aus den Archiven gezogen und zuverlässig zusammenfassend dargestellt. Politische, bildungsgeschichtliche (Schulwesen, Alphabetisierung, allgemeines Lese-Angebot, Volksliteratur) und wirtschaftshistorische Zusammenhänge (Verlagsinteressen,



finanzielle Rücksichtnahmen, Institutions-Verflechtungen) werden angedeutet, aber nicht immer genügend deutlich herausgearbeitet. Die Knappheit so mancher Ausführungen zeigt, dass ein Thema wie dieses im Rahmen einer Dissertation kaum von einer einzelnen Forscherin bewältigt werden kann. So darf man dieses Werk zunächst einmal als eine höchst nützliche Grundlagenstudie betrachten. Der Gebrauch einer solchen Basisarbeit wird allerdings dadurch erschwert, dass jegliche Art von Sach- oder Personenindex fehlt. Die Verantwortlichen des Verlags sollten ihre Autorinnen und Autoren dazu ermuntern, ja verpflichten, ausführliche Register zu ihren mit so vielen Mühen bereitgestellten neuen Informationen anzulegen, zumal wenn es sich um Arbeiten handelt, die auf interdisziplinäre Beachtung Anspruch haben. Der Leseerfolg von guten Schriften dieser Art wird durch solche Hilfestellungen keine Einbussen erleiden.

Rudolf Schenda

KAI DETLEV SIEVERS: *Leben in Armut. Zeugnisse der Armutskultur aus Lübeck und Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Heide: Boyens 1991. 128 S. 205 Abb.

«Quod non est in archivaliis, non est in mundo!» – Mit diesem Zitat beschwor Kai Detlev Sievers 1989 in einem Forschungsüberblick zum Thema «Armut und Volkskultur» (Kieler Blätter zur Volkskunde 21, 1989, 5–24, hier 19) die Gefahr der Einseitigkeit im (kultur)wissenschaftlichen Umgang mit diesem Problemkreis. In die eigentümliche Welt der Armen, ihre in hohem Masse gegebene Fremdbestimmtheit, aber auch ihre unverkennbar eigengestalteten Züge sei die Volkskunde, wenn sie sich denn überhaupt mit dem Schicksal der absolut Bedürftigen befasst habe, bisher nicht tiefer eingedrungen. Deshalb sei es notwendig, neben den Archivalien weitere Quellen heranzuziehen, zeitgenössische Literatur, bildliche Darstellungen und besonders Sachgüter als Zeugnisse der Armut zu berücksichtigen. «Erst eine Synopse dieses heterogenen Quellenmaterials unter neu zu entwickelnden spezifisch kulturhistorischen Fragestellungen, die die ganze Vielfalt eines Lebens in Armut, deren Verbindungslinien und Abhängigkeitsverhältnisse zur Volkskultur, aber auch zur Elitekultur, erfassen, wird es möglich machen, der Realität historischer Armut näherzukommen», so Sievers am Ende seines Berichts (ebd. S. 20; vgl. dort auch S. 235–244).

Den dinglichen Überlieferungen der Armutskultur in Lübeck und Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert nachzugehen, ist das Anliegen der hier vorzustellenden Monographie. Die Einführung (S. 8–9) gibt einen knappen Überblick über das Problemfeld Armut in vorindustrieller, industrieller und postindustrieller Zeit. Bisherige Untersuchungen zu diesem Komplex, die in der Einführung jedoch nicht diskutiert werden, hätten zwar die Rahmenbedingungen dieser Lebenswelt aufgezeigt, deren eigentlicher Vollzug aber bleibe weitgehend im dunkeln. Notwendig sei es, das Armenproblem auch aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zu untersuchen; von besonderem Interesse sei dabei die Frage, «ob es eine Kultur der Armen gab als Ergebnis von Überlebensstrategien, oder ob es eine Kultur für die Armen war, die ihnen aufgezwungen wurde, um ihre Position als Randseiter der Gesellschaft deutlich zu markieren» (S. 8).

In Text und kommentierenden bzw. kommentierten Abbildungen, die sich jeweils auch getrennt voneinander lesen lassen sollen, informiert der Band über die Gruppe der Armen, ihre Patrone und weltlichen Wohltäter, über Nahrungsversorgung, Kleidung und Unterbringung der Armen, über ihre Beschäftigung sowie über Gerätschaften und Abzeichen der Armut und Armenfürsorge. Den Schwerpunkt der Darstellung bildet die Beschreibung und Geschichte verschiedener Gebäude der Armenpflege in den Städten (Hospitäler, Stiftungen, Waisenhäuser, Armen- und Werkhäuser, Armenwohnungen) und auf dem Land (S. 38–81), wobei die architektonische Gestaltung besondere Berücksichtigung findet.

So informativ und eindringlich die Vorstellung diverser Einrichtungen der Armenpflege auch ist, einen plastischen Eindruck vom Leben der Armen, ihrem All-

tag, dem Tagesablauf, den Krankheiten, Sorgen und Ängsten gewinnt man bei der Lektüre nicht. Dies liegt unter anderem sicher darin begründet, dass es sich bei dem ausgewerteten Material aufgrund der Quellenlage nicht um Selbstzeugnisse handelt, sondern um Quellen, die jedenfalls – ob aus emanzipatorischem oder restriktivem Impetus – von Nichtbetroffenen verfasst wurden und die zuweilen durchaus kritischer hätten beleuchtet werden können. Ob beispielsweise die in Plänen der Armenfürsorge vorgesehenen Nahrungs- und Kleidungszuwendungen einklagbares Recht der Armen waren oder nur das Idealbild der Institution spiegeln, diese Frage nach Anspruch und Wirklichkeit wurde vielfach erst gar nicht gestellt. Zudem geht es vorrangig um die Institution zur Unterstützung der ortsansässigen Bedürftigen, die in der Hierarchie der Mittellosen eher oben anzusiedeln sind. So erfährt man hier zwar vieles über den obrigkeitlichen Umgang mit der Armut und lernt zahlreiche Zeugnisse der Armutskultur kennen, das Leben in Armut, wie der Haupttitel es suggeriert, die von der Institution Armenfürsorge betreuten Menschen, bleiben jedoch als eine anonyme Grösse sehr im Hintergrund. Von der Flut der mobilen Armen, die sozial entwurzelt, von den obrigkeitlichen Organen nicht unterstützt, sondern eher verfolgt wurden, ist in diesem Band noch am Rande die Rede. Von den nur zu oft zum Scheitern verurteilten Überlebensversuchen der hungernden und frierenden Massen nicht.

Ingrid Tomkowiak

PARTYKULTUR. Fragen an die Fünfziger. Projektgruppe Partykultur der fünfziger Jahre, Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1991. 224 S., Abb.

Die vorliegende Publikation behandelt das angezeigte Thema unter ganz verschiedenen Aspekten. Es geht um ein Stück nachkriegsdeutscher Geselligkeit und um die Frage, wie man in der jungen Demokratie im privaten Kreise ausgelassen fröhlich sein konnte, gerade vor dem Hintergrund des überstandenen Krieges. Feiern heisst nicht einfach lockeres Beisammensein, sondern folgt festen Regeln, fast Ritualen, deren Einhaltung durch stille Übereinkunft oder durch soziale Kontrolle gewährleistet wird. Der Band enthält viele Beispiele für solche sozialen Mechanismen und stellt dar, welches Ambiente dieser Generation gemäss war, wo die kulturellen Standorte provinzieller Geselligkeit zu finden sind. Da geht es um das Verhältnis der Geschlechter zueinander, wer darf was und weshalb, da geht es um die Funktion der Partytänze, um Kleidung, um gutes Benehmen und um die obligatorischen kalten Platten. Viele Abbildungen belegen eindrücklich die vorgefundenen Tatbestände, die Layouter haben gute Arbeit geleistet.

Der anzuzeigende Band ist allerdings ein mit allen Vorzügen und Schwächen behaftetes typisches Endprodukt eines längeren studentischen Projektes. Die Publikation ist ansprechend gedruckt und im Ton sehr anspruchsvoll. Daher muss sich ihr Ertrag an professionellen Massstäben messen lassen. Der Bericht hält die Ergebnisse der Untersuchung in folgenden Kapiteln fest: Mythen der Republik, Konturen der Republik, Etiketten-Schwindel der Republik, Nachfrage: Feiern in der Republik, Meublements der Republik, Republikanischer Nachschlag. Diese Liste macht die zentrale Kategorie der Untersuchung, die zugleich ihre zentrale Schwäche ist, deutlich. Für deskriptive wie analytische Zwecke der bürgerlichen Geselligkeit in der Provinz erweist sich das Schlagwort von «der Republik» als unbrauchbar. Mühsam müssen die Abstiege vom gesellschaftlichen Ganzen zu Brezelständern und Teewagen begangen werden. Übertriebene Ambitionen, die sich immer wieder auf Ernst Bloch und sein «Prinzip Hoffnung» stützen (in einem ansonsten recht banalen Beitrag die einzige Referenz), führen in eine Sackgasse hinein. Schiefe Stichwörter prägen auch den Fortgang des Berichts. Unter «Meublements der Republik» findet man u. a. einen Beitrag über Gesellschaftstanz, der bis ins ausgehende 18. Jahrhundert zurückgreift, und einen über Mode: «Mode ist nicht nur Haute Couture oder ein aktueller Modetrend, sondern eine Vielfalt zeittypischer Kleidungsstile». Sehr deut-

lich fallen neben konzeptionellen Mängeln die vielen Stilblüten auf: «Das Schmiermittel im stampfenden Getriebe des bundesdeutschen Kapitalismus hiess ‹Design›» und «der ‹Zeitgeist› schlug einen grossen Bogen um das Dritte Reich». Solche Behauptungen sind keine Raritäten. Manche Überschriften klingen wie Werbeslogans der Bundesbahn («Rosarote Zeiten»), andere kann wohl nur ein Schwabe richtig erfüllen («Ha, das ist dann meist auf dem Heimweg erfolgt – Schmusen»). Sinn für Komik gibt es an verschiedenen Stellen. In Konrad Köstlins Beitrag findet sich die hübsche Bemerkung: «Ich denke oft an ... Emanuele Ladurie», eine Studentin nennt ihren Projektleiter liebevoll «Konrad Köstlich». Das scheint niemandem aufgefallen zu sein.

Ich schreibe das nicht gern, gerade weil es um ein studentisches Projekt geht, aber es handelt sich doch um einen missglückten Versuch, durch Trendsprache konzeptionelle Schwächen zu vertuschen. Manche Beiträge, wie derjenige über Feldforschung, formulieren derartig hilflos an einem überholten Kanon herum, dass man sich einfach fragen muss, an welche Zielgruppe dabei noch gedacht wurde. Mangelndes Fingerspitzengefühl verrät die Liste der Informanten am Schluss. Jeder der Befragten kann dort unter dem Stichwort «Schichtzuordnung» nachlesen, wohin er nach der Ansicht studentischer Sozialklassifikatoren gehört. Das ist schon deshalb nicht erkenntnisfördernd, weil diese Unterschiede in keinem Beitrag wirklich ausgewertet werden, sie bilden einen pseudoobjektiven Distanzschutz zu den Menschen, die bereitwillig Auskunft gegeben haben. Ich finde diesen Anhang daher taktlos und etwas peinlich.

Sinn und Zweck eines Projektstudiums darf es nicht sein, dass die Studenten lernen, wie man auf gutem Papier halbfertige Wissenschaft produziert. Es wäre sicher dem Unternehmen mehr gedient gewesen, hätte man noch ein wenig mehr Zeit mit intensiver Redaktionsarbeit verbracht, auch um viele Redundanzen zu vermeiden. Was fehlt, ist die ordnende Hand und gedankliche Integrationskraft eines sorgfältigen Redaktors.

Sabine Küsting

BERNER TÖPFEREI. MENSCH UND HANDWERK. Hg. von Beate Engelbrecht, Theo Gantner, Meinhard Schuster. Eine Publikation des Ethnologischen Seminars der Universität Basel und des Schweizer Museums für Volkskunde Basel. St. Gallen: Edition dia 1990. 115 S., 122 Abb.

Die Studie informiert über die Ergebnisse einer knapp dreiwöchigen Terrainforschung, die Basler Studenten der Völkerkunde und Volkskunde nach einer vorbereitenden Seminarübung 1983 im Grossraum Bern/Thun/Langnau durchführten. Gesammelt wurde das ihr zugrundeliegende Material in 18 Töpfereien dieses Gebietes. Die Studierenden wurden angehalten, von der ihnen jeweils zugeteilten Werkstatt «eine möglichst vollständige, umfassende Beschreibung in Form eines ausführlichen, mit Zeichnungen, Fotos usw. dokumentierten Berichtes zu verfassen – also eine ‹Monographie› der kleinen, aber thematisch weit ausgreifenden Lebenseinheit, die ein Töpferbetrieb mit seinen Menschen und ihren Tätigkeiten ... mit seinen Erzeugnissen und ihrem Verkauf, aber auch mit dem Blick der Beteiligten auf ihre Geschichte und ihre gegenwärtige Situation darstellt» (S. 7). Die Resultate dieser Bemühungen werden im vorliegenden Buch mit der Absicht zusammengefasst, ein Bild vom heutigen Zustand der Berner Töpferei zu geben.

Einleitende Bemerkungen informieren über die Aufgabenstellung sowie den Verlauf der Arbeit. Relativ ausführlich wird dann auf die Geschichte der Töpfereien eingegangen, wobei auch diesbezügliche bereits vorliegende Untersuchungen herangezogen werden. Das ältere Zentrum des keramischen Schaffens liegt im Gebiet um Langnau und um Heimberg, einem durch die Fachliteratur bereits bekannten Gebiet.

Der Darstellung von Töpferhaus und -werkstatt folgen Beobachtungen über die Arbeitsorganisation in den besuchten Betrieben (Arbeitsteilung und -verlauf, Tagesablauf, Arbeitsrhythmus) sowie eine ausführliche Beschreibung der Töpferwerk-

zeuge, die z.T. auch mundartliche Bezeichnungen anführt (weiteres derartiges Material findet sich im Kapitel über die Gefäßherstellung – speziell S. 62 ff. – und im «Glossar» S. 111f.). Informiert wird über Herkunft und Aufbereitung der Rohstoffe sowie über das Formen und Dekorieren der Erzeugnisse. Die Vorgänge des Freihanddrehens sind in guten Fotos festgehalten. Leider vermisst man, was für die vergleichende Forschung nicht unwichtig wäre, teilweise die bei den besuchten Töpfern üblichen (mundartlichen?) Bezeichnungen der einzelnen Züge beim Drehen der Ware auf der Scheibe. Abgeschlossen wird dieser der Werkstattarbeit gewidmete Hauptabschnitt durch die Beschreibung des Glasierens und des Brennens im Elektroofen.

Materialreich sind auch die folgenden Kapitel über den Vertrieb der Ware (Verkaufskanäle, Vermarktungsstrategien, Werbung) sowie die Ausbildung von Töpferinnen und Töpfern. Und mit Interesse liest man schliesslich die das Buch abrundende kleine Betrachtung über das Selbstverständnis dieser Menschen.

Alles in allem liegt hier eine erfreuliche Leistung vor. Sie beweist in ihren Ergebnissen den Wert der teilnehmenden Beobachtung und dürfte für die, die sie durchgeführt haben, gerade in methodischer Hinsicht für spätere Studien von nachhaltiger Wirkung sein.

Rudolf Weinhold

MARGARET ENGELER: Das Zürcher Konzertleben. Meinungen – Moden – Medien. Volkskundliche Aspekte der städtisch-bürgerlichen Kultur. Stäfa: Rothenhäusler Verlag 1990. 219 S., Abb.

Die Verfasserin analysiert in ihrer anspruchsvollen Untersuchung das gehobene städtisch-bürgerliche Musikleben (E-Musik, Ernste Musik) der Stadt Zürich mit den Augen der Volkskundlerin, das heisst sozusagen «von unten». Es geht ihr demnach nicht um eine qualifizierende Betrachtung kunstmusikalischer Produktionen, sondern um den Rezeptionsvorgang innerhalb der Zuhörerschaft, der nicht mit den Methoden und Begriffen der theoretisch-spekulativen Musikwissenschaft erschlossen werden kann. Als selbst in den gehobenen Zürcher Musikbetrieb bestens Integrierte war Frau Engeler in der Lage, die «Alltagskomponenten im Leben des Konzertpublikums in den 1980er Jahren» zu untersuchen. Dies geschah nicht nur durch Interviews mit Bezug auf die musikalische Ausbildung der Konzertbesucher und deren Beweggründe für den Konzertbesuch und mit Bezug auf die Qualität ihres Hör-Erlebnisses, sondern auch durch teilnehmende Beobachtung bei häufigen Besuchen verschiedenartiger Konzertanlässe und durch ihre aktive Mitgliedschaft in einschlägigen Interessengruppen. Die volkskundliche Sicht «von unten her» wurde ergänzt durch Interviews mit den Verantwortlichen der Zürcher Musikszene. Zusammen mit der Auswertung von Besprechungen in Zürcher Tages- und Wochenzeitungen entstand schliesslich ein Bild von der Situation der gehobenen Zürcher Musikszene, das nach der Meinung der Verfasserin als Entscheidungshilfe bei der Programmgestaltung dienen kann wie auch bei der privaten und öffentlichen Förderung der städtischen Musikkultur.

Auf die einleitenden Ausführungen folgt unter dem Titel «Das städtische Konzertpublikum» eine eigentlich volkskundliche Studie. Dabei wird zunächst das non-verbale Verhalten der Konzertbesucher beschrieben: Wiegen mit dem Kopf im Takt der Musik, verstecktes Mitdirigieren, rhythmische Fingerübungen auf den Knien, Klatschen, Stampfen usw. Dabei zeichnen sich im symbolischen Interaktionsverhalten des Publikums im Tonhallsaal eindeutige Unterschiede ab, je nachdem, ob es sich um ein Abonnementskonzert-Publikum handelt oder um die meist jüngeren Besucher von populären Sinfoniekonzerten oder diejenigen der 1987 eingeführten Lunchkonzerte. Der Konzertbesucher kann mit seinem Verhalten in Gestik und Kleidung die entsprechende Zugehörigkeit signalisieren. Die Kleidung verrät im allgemeinen die Selbsteinordnung der Konzertbesucher (dunkler Anzug, Jeans, gestrickter Pullover, offener Hemdkragen usw.).

Mit Bezug auf die Funktion der Kunstmusik interessiert den Volkskundler die Wirkung auf den Durchschnittshörer, das heisst auf dessen Hörerlebnis. Die Verfasserin bezeichnet in diesem Zusammenhang den Musikgenuss als Gegensatz zur Arbeit und erwähnt die Einwirkung der Musik auf das Gemüt der Zuhörer («Psychohygiene neben dem Berufsalltag»). Im übrigen besteht ein grosser Abstand zwischen dem musikalischen Laien und dem musikalisch gebildeten Konzertbesucher, welcher Partituren ins Konzert mitbringt, um die offen auf den Knien liegenden Noten zu verfolgen.

Das Durchschnittspublikum bevorzugt nicht allzu komplexe Formen der Musikdarbietung, deren Mitvollzug «ohne spezielle Voraussetzung und Anstrengung» möglich ist. Den musikalischen Erwartungshaltungen entspricht die Wiederholung von schon einmal Gehörtem, «was darauf hindeutet, dass sich der ‹Normalbesucher› auf ein Wiedererkennen mehr freut als auf eine neue Bekanntschaft». Die für die Programmgestaltung Verantwortlichen kommen den Erwartungshaltungen (nicht zuletzt im Hinblick auf die Besucherzahlen), der musikalischen Geschmackskultur der Durchschnittshörer entgegen. Dies betrifft nicht nur die musikalischen Darbietungen, sondern auch die Kleidung der Musiker. Diese wurden angehalten, sich für die Lunchkonzerte in der Tonhalle freizeitmässig zu kleiden. Um die sogenannte Schwellenangst bei E-Musik-Aufführungen nicht aufkommen zu lassen, wurden zum Beispiel in der Heimstätte für alternative Kultur, in der «Roten Fabrik», klassische Werke wie das 3. Brandenburgische Konzert von Bach und die 3. Sinfonie von Brahms aufgeführt.

Viel Raum nehmen in diesem Werk von Frau Engeler die neuen musikalischen Zweckgemeinschaften ein, die zum Teil als Musikgemeinschaften, Subkulturen und Teilkulturen bezeichnet werden. Es handelt sich um «Die Frauenmusik», «Die Politische Musik», «Die Computermusik». Unter dem Titel «Die Neue Musik» handelt die Verfasserin vor allem von der zeitgenössischen Musik, die von verschiedenen Zweckgemeinschaften getragen wird. Diese stehen in Opposition zum traditionsgebundenen Ritual der Zürcher Konzertprogramme und streben eine künstlerische Entwicklung an, welche Anschluss an die zeitgenössische internationale Musikszene sucht.

In ihrem Bemühen, auch den äusseren Umständen der Musikdarbietung gerecht zu werden, befasst sich Frau Engeler auch mit den Aufführungsräumen und Aufführungszeiten. Diese sind zur Schaffung von Gruppenidentitäten von Bedeutung. Stadtzürcherische Konzertsäle ohne Verpflegungsmöglichkeiten scheinen unpopulär zu sein. «Den sichersten Publikumserfolg verspricht die Verbindung von optischer Ablenkung, kulinarischen Genüssen und leichter Musik.» Besonders wichtig ist die Verfügung über einen angestammten Raum für die musikalischen Interessengemeinschaften, durch den sie sich identifizieren können und vom Konzertpublikum erkannt werden.

Frau Engeler's Bestandesaufnahme der Verhaltensweisen eines gehobenen Konzertpublikums zeigt, dass die volkskundliche Betrachtungsweise auch in Bereichen der sozio-kulturellen Oberschichten sinnvoll sein kann. Arnold Niederer

GYÖRGY MARTIN: Ungarische Volkstänze. Aus dem Ungarischen von Heribert Thierry. 2. Aufl. Budapest: Corvina 1988. 87 S. ill. 16 Farb- und 38 Schwarzweissfotos num. (Ungarische Volkskunst).

Die auch heute noch in den Dörfern anzutreffenden Volkstänze sind lebendiger Bestandteil des sich langsam verändernden bäuerlichen Lebens und Brauchtums. Sie sind nicht Ergebnis einer einzigen geschichtlichen Epoche. In der ungarischen Dorfmusik findet man nebeneinander folkloristische Abwandlungen von Kunstliedern des 19. Jahrhunderts sowie alte Volkslieder, deren Geschichte vielleicht mehrere Jahrtausende zurückreicht. Im überlieferten Tanzschatz vermischen sich

die mittelalterlichen Kettentänze, die Überreste der Waffentänze des 16. und 17. Jahrhunderts, der Werbungstanz und der Csárdás des 18. und 19. Jahrhunderts mit den bürgerlichen Gesellschaftstänzen der Jahrhundertwende. In seiner Studie «Néprajz és zenetörténet» (Volkskunde und Musikgeschichte, 1933) hat Zoltán Kodály auf die Bedeutung der lebendigen Tradition für die Wiedererweckung schriftlicher Musikquellen hingewiesen. Noch grössere Geltung hat seine Studie für die tanzgeschichtliche Forschung. Die noch lebendigen Volkstänze stehen demgemäss an erster Stelle der tanzgeschichtlichen Quellen. Bartóks Ansicht vom Wert und von der Bedeutung der Volksmusik kann auch auf den Volkstanz bezogen werden: «Diese bäuerliche Musik ist formal die vollkommenste und abwechslungsreichste» (1931). Die ausgereiften Improvisationen des einen oder anderen Bauerntänzers sind geeignet, auch die Besten unter den schöpferischen und reproduzierenden Berufskünstlern Ungarns in Staunen zu versetzen. Deswegen sind die Volkstraditionen auch Quelle neuer Werke.

Der ungarische Volkstanz wurde zur Zeit der nationalen Selbstbesinnung um 1800 entdeckt. Die die Volkskunde revolutionierende Tätigkeit Béla Bartóks und Zoltán Kodálys blieb auch für die Tanzforschung nicht ohne Wirkung. Die Erforschung der Volkstänze wurde durch die in den dreissiger Jahren gegründete Perlenstrauss-Bewegung sehr gefördert. In fast anderthalb Jahrzehnten führten Bauerngruppen aus nahezu hundert Gemeinden des Landes in immer umfangreicheren Vorstellungsreihen ihr zum grossen Teil authentisches Folkloreprogramm in leicht für die Bühne adaptierter Form vor. Film- und Phonograph-Aufnahmen sowie Fotografien, Tanzanalysen und die zur zeitgemässen Aufzeichnung der Volkstänze am geeignetsten erscheinende Tanzschrift Rudolf Labans erweitern die Zahl der Mittel, die der Tanzforschung zur Verfügung stehen. Die Blütezeit der Volkstanzforschung begann nach dem Zweiten Weltkrieg. Es sind fast zehntausend Tanzvariationen aus ca. siebenhundert ungarischen Gemeinden (ungarische Dörfer in der Slowakei, in Rumänien und in Jugoslawien inbegriffen) erfasst. In beträchtlichem Umfang steht auch vergleichendes Material über die Tänze der benachbarten Völker zur Verfügung. Als Ergebnis der Auswertung der formalen, musikalischen und funktionellen Untersuchungen sowie der tanzgeschichtlichen Zeugnisse entstand ein Umriss der historischen Stilschichten des ungarischen Tanzschatzes und seiner hauptsächlichen Dialekte.

Die alten Tanzarten, wie auch die alten Musikinstrumente, haben sich am ehesten in Südwestungarn und in Siebenbürgen erhalten. Hierher gehören zum Beispiel die Kreistänze der Mädchen. Praktisch überall aber hat sich der neue ungarische Tanzstil seit etwa 1800 durchgesetzt: die den alten Tanzrhythmen zugrundeliegende Achtelnote wurde durch die Viertelnote ersetzt, und der Csárdás als neuer nationaler Tanz wurde die wichtigste Tanzform. Tanzschulen sorgen für seine Verbreitung. Daneben erfreut sich der ebenfalls dem neuen Tanzstil zugehörige Werbungstanz (*verbunkos*) grosser Beliebtheit; oft wird auf die ursprüngliche Bedeutung der Rekrutierung durch die Gestik oder durch bestimmte Tanzfiguren hingewiesen. In der Tanzabfolge leitet meist der Werbungstanz einen langsamen Csárdás ein, erst dann folgen schnellere Csárdástänze.

Die drei Hauptdialekte, die die regionale Verschiedenartigkeit der Tänze betreffen, werden nach den drei Hauptverbreitungsgebieten Westungarn, Tiefebene und Siebenbürgen differenziert erfasst. Wer sich zusätzlich für Volksmusik und die genaue Beschreibung dessen, was der neue Stil ist, interessiert, sei auf die Arbeit von János Manga in der Reihe «Ungarische Volkskunst» verwiesen. Paula Hefli

MENSCH UND OBJEKT IM MITTELALTER UND IN DER FRÜHEN NEUZEIT. Leben – Alltag – Kultur. Internationaler Kongress, Krems an der Donau, 27.–30. September 1988. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1990. 454 S., Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, 13).

Dieser Sammelband ist hervorgegangen aus der Arbeit des aktiven österreichischen Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit mit Sitz in Krems, das für Herbst 1988 einen internationalen Kongress zusammenrief, um eine Art Standortbestimmung der «Alltagsgeschichtsschreibung», «Kultur- oder Sachkundeforschung» des Mittelalters zu versuchen und zu fördern. Das spezielle Anliegen der Veranstaltung ergab sich aus der Beobachtung, dass im vorausgegangenen Jahrzehnt zwar viel über mittelalterliches Alltagsleben veröffentlicht worden war, jedoch im Bereich der Theorie – im Unterschied etwa zur Alltagsforschung für das 19. oder 20. Jahrhundert – ein Defizit bestand. Folgerichtig befassten sich die meisten (der hier nun in Deutsch, Englisch und Französisch gedruckt vorliegenden) Referate mit Fragen wie Gegenstandsbestimmung, Abgrenzung von benachbarten Disziplinen, Terminologie, Methodologie und Forschungstraditionen wie auch mit grundsätzlichen inhaltlichen Überlegungen (etwa zu den Dichotomien materielle vs. spirituelle Kultur, Elite vs. Volk, Dauer vs. Ereignis). Diese Art von Geschichte, welche die konkreten Lebenswirklichkeiten von Menschen in der ersten Hälfte unseres Jahrtausends rekonstruieren und erklären will, verspricht zwar verlockende Ergebnisse und kann mit breitem Interesse nicht nur von Fachwissenschaftlern rechnen. Der Weg dahin ist jedoch mit heuristischen und methodischen Fallen, lückenhaften Quellen und weiteren Tücken gepflastert. Will ein Forscher wissenschaftlich korrekt vorgehen, wird er nur kleine Schritte zurücklegen können. Und er ist gut beraten, nicht allein zu gehen: Mehr denn sonst ist hier die Zusammenarbeit von Historikern, Archäologen, Kunst- und Literaturwissenschaftlern, Volkskundlern, Anthropologen u. a. gefragt.

Gründlich und vorsichtig, mit zahlreichen Hinweisen auf Sekundärliteratur, wagt sich *Hans-Werner Goetz medias in res* (Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie – Methoden – Bilanz der Forschung). Seine Folgerungen (S. 98/99): Es ist sinnvoll, Alltagsforschung zu treiben («weil der Alltag die unmittelbare und in gewissen Aspekten wichtigste Lebenskategorie bildet»), doch muss sie sowohl ihre Relevanz als auch ihre Wissenschaftlichkeit unter Beweis stellen, insbesondere durch Überwindung der methodischen Mängel. Derselbe Themenkomplex wird unter dem gleichen Titel, aber anders zugespitzt, auch von *Robert Delort* behandelt. Für ihn ist Alltag «das Permanente, Generelle, Traditionelle, Wiederholbare (...) Es ist offensichtlich unmöglich, das so universell aufgefasste Alltägliche mit dem Mosaik von Details oder mit Anekdoten auszuloten (...), weil solche Belege das Aussergewöhnliche, das Nicht-Banale evozieren, während im Bereich des Banalen das Nicht-Gesagte dominiert. (...) Eine Beschreibung kann niemals ohne den Versuch einer empirisch abgesicherten Erklärung sein (...) Damit aber die empirische Beweisführung überzeugend ausfällt, müssen die Untersuchungen letztlich auch in die Tiefe führen. Dazu sind Aussagen notwendig, die man verallgemeinern, in Zahlen umsetzen und einer statistischen Auswertung unterwerfen kann» (S. 65/66).

Vier Autoren – *Maria Serena Mazzi*, *Andrzej Klonder*, *Jan Peters* und *Adel L. Jastrebnickaja* – wenden ihren Blick hauptsächlich auf die Geschichte der Erforschung von Alltag und materieller Kultur, wodurch man verschiedene nationale – italienische, polnische, ostdeutsche und sowjetische – Wissenschaftstraditionen samt deren Schwerpunkten und spezifischen Problemstellungen kennenlernt.

Zehn Jahre nach seiner Übersichtsdarstellung «Popular Culture in Early Modern Europe» (1978, deutsch 1981) überlegt *Peter Burke*, was sich in der Zwischenzeit in diesem Forschungsfeld getan hat, wie und wo er heute die wesentlichen Probleme sieht. Mit etwas «angewandterer» Fragestellung untersuchen auch *Norbert Schindler* und *Gabor Klaniczay* das Verhältnis von Eliten und Volk. Gemeinsam ist beiden Autoren die Einschätzung, dass zur Zeit der Renaissance mehr Nähe zwischen den

ständischen Kulturen geherrscht habe als später: Der Adel griff Feste, Riten usw. der Bevölkerung auf bzw. nahm daran teil. Schindler belegt aber auch (anhand einer kurzen Erzählung, die in die Zimmernsche Chronik eingefügt ist), wie aufmerksam bei grenzüberschreitenden Begegnungen auf die Wahrung der Machtverhältnisse geachtet wurde. Klaniczay andererseits modifiziert und ergänzt ein allzu einsinnig und geradlinig verstandenes Zivilisationsmodell von Elias, indem er auf Schwankungen und regionale Unterschiede hinweist. *Pierre Boglioni* stellt in Guillaume d'Auvergne einen hohen Kleriker des 12./13. Jahrhunderts vor, der in seinen Schriften ungewöhnlich viele Hinweise auf die (insbesondere religiöse) Volkskultur seiner Zeit liefert; eine kritische Evaluation des Quellenwertes, wie man sie sich an dieser Stelle exemplarisch gewünscht hätte, unterbleibt jedoch weitgehend. *Brian P. McGuire* versucht an Akten und Vorkommnissen aus der Geschichte des Zisterzienserordens herauszuarbeiten, wie geistiges und materielles Leben nach den Vorstellungen mittelalterlicher Menschen (einer sehr spezifischen Auswahl freilich, nämlich der Mönche) oppositionelle Pole verkörperten, eins ohne das andere aber nicht sein konnte. *Robert Scribner* gelingt es in seinem beispielreichen Aufsatz (*The Impact of the Reformation on Daily Life*) zu zeigen, dass durch die Reformation keine so radikalen Veränderungen in der Volkskultur ihres Geltungsbereiches erzielt wurden, wie die Glaubenserneuerer gerne gewollt hätten und wie es gemeinhin angenommen wird. Vielmehr bildeten sich Formen spezifisch reformierter Volksfrömmigkeit heraus, katholischen Ritualen und Glaubensvorstellungen in manchem verwandt, und die protestantische Welt wurde keineswegs zur Gänze «entzaubert».

Mehrere Beiträge kreisen um materielle Kultur oder Realienforschung im engeren Sinne. *Jean-Pierre Sosson* prüft ikonographische Zeugnisse (Bilder, Kunstwerke) auf ihre Eignung als Zeugen und erstellt ein strenges methodisches Fragenraster zur Quellenkritik, der die Bilder unterworfen werden müssen, wenn zuverlässige Resultate erzielt werden sollen. *Jean-Marie Pesez* hebt nachdrücklich die Unentbehrlichkeit der Archäologie bei der Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters hervor. *Ulf Dirlmeier* erläutert mittels Rechnungsbüchern aus Patrizierhaushalten des 15./16. Jahrhunderts die Ausgaben für Wohnen, Hausrat, Einladungen und Geschenke; *Françoise Piponnier* fasst die Ergebnisse der Sachkundeforschung für den Bereich von Kleidung und Mode zusammen, während *Hans Louis Janssen* am Beispiel der Stadt 's-Hertogenbosch in Theorie und Praxis des Mittelalter-Archäologen einführt. Einen nützlichen und kritischen Überblick vermittelt zuletzt der abrundende Diskussionskommentar von *Klaus Tenfelde*.

Wie meist bei Sammelbänden ist auch hier das Material in Niveau und Zielsetzung unterschiedlich; positiv gewendet machen Heterogenität oder gar Widersprüchlichkeit aufwunde, also bedenkens- und besprechenswerte Punkte aufmerksam. Eine Bereicherung wäre es meines Erachtens gewesen, wenn im Chor der Theoretiker auch ein Volkskundler und/oder Anthropologe zu Wort gekommen wäre – was die Polyphonie zweifellos noch vergrößert hätte.

Katharina Biegger Schwarz

GUZÈ CASSAR-PULLICINO: Studi di Tradizioni Popolari Maltesi. Malta: Malta University Press 1989. 202, X p.

Voici un recueil de dix études sur les traditions populaires des îles maltaises. Son auteur est l'historien et folkloriste Guzè Cassar-Pullicino, dont on peut dire, dès à présent, qu'il sera à la Malte ce que fut Pitre à la Sicile. Dans le seul domaine de la littérature orale, des croyances et des pratiques populaires, nous lui devons de nombreuses publications présentant soit des corpus de son pays, soit des analyses auxquelles il donne, par le jeu des comparaisons, une dimension méditerranéenne: il dégage des éléments communs aux cultures voisines, essentiellement sicilienne et italienne du sud (nous en avons ici l'illustration) et maghrébine (comme en témoigne un article récent: *Some Parallels Between Maltese and Arabic Folklore*. In: *Acta Ethnographica*, Acad. Sciences Budapest 34: 1–4, 1986–88, 143–175).



L'intérêt du présent recueil est, d'abord, de réunir plusieurs études en langue italienne – les unes encore inédites, les autres déjà publiées dans des revues spécialisées – et, par la même, d'offrir au lecteur un accès plus facile à ces travaux. Ceux-ci se répartissent en deux ensembles.

Dans le premier, l'auteur traite de l'apport de trois de ses concitoyens à notre connaissance des traditions populaires maltaises.

G.F. Agius de Soldanis, bibliothécaire érudit (qui connaissait les écrits de L.A. Muratori et, probablement, ceux de G.B. Vico), apparaît, en son temps (1712–1770), comme un précurseur. Qu'on en juge par la façon dont il mena sa recherche de lexicographe : le dictionnaire de la langue maltaise qu'il laissa sous forme manuscrite, ainsi que son journal également inédit, contiennent une foule d'informations recueillies «de la bouche des gens». Si bien que le commentaire descriptif qui définit un terme, est enrichi de données sur les coutumes et les croyances de l'époque. On apprend, par exemple, en ce qui concerne le vêtement féminin, que le port du voile était encore maintenu et généralisé : «Le donne maltesi vanno in tutti i tempi e luoghi col capo velato, osservano queste rigorosamente il precetto di S. Paolo, che impone a tutte le donne di andare sempre velate ... Nel solo giorno dello sposalizio appaiono col capo nudo ...» (p. 23).

Autre exemple : le vocabulaire de la nourriture, où sont décrits les aliments, leur préparation, leur consommation – en temps normal, comme en temps de cérémonie – laisse apparaître la prééminence du pain comme aliment de base : «...i maltesi continuarono a cibarsi precipuamente di pane...» (p. 60). Un constat qui n'aurait pas été démenti dans un passé récent, du moins dans l'île de Gozo, où l'on préférerait s'abstenir de viande (dans le but de vendre les animaux, y compris les volailles) et se nourrir, simplement, de pain, de pâtes, de fromage de chèvre. Bref, les commentaires de de Soldanis éclairent la vie quotidienne de son époque, avec ses fêtes aussi, celles qui marquent les étapes du calendrier et celles qui jalonnent la vie de l'individu.

G.A. Vassallo (1817–1868), un poète qui participa au courant romantique de l'Italie voisine, s'est attaché à l'étude de la poésie populaire (ses formes et ses thèmes d'inspiration), voyant en celle-ci la source capable de vivifier la poésie lyrique d'auteur.

Antonio Cremona (1880–1972) a entretenu avec son collègue italien, Raffaele Corso, des relations de travail et d'amitié (lettres échangées pp. 50–57). Nous lui devons, en particulier, des études folkloriques comparatives, mettant en lumière la grande proximité culturelle entre Sicile et Malte (par exemple : coutumes funéraires, narrations populaires).

Cette parenté est d'autant plus étroite entre cultures maltaise et sicilienne que l'on compare la poésie populaire religieuse, laquelle est sous-tendue par la même foi chrétienne de part et d'autre. G. Cassar-Pullicino consacre le deuxième volet de son étude à ce genre. Il met en parallèle des versions de la tradition orale maltaise avec leurs correspondants siciliens autour de la Légende de Marie-Madeleine (pp. 86–90), de prières (pp. 112–138), de berceuses et invocations (pp. 159–167). Il leur associe des versions littéraires, remontant, dans le cas du poème du *Sogno di Maria* parmi les chants de la Passion, jusqu'au XII<sup>e</sup> siècle (p. 93). Il s'interroge sur les contacts et influences qui se sont exercées au cours des siècles entre Malte et l'Italie du sud. Il cite, entre autres, l'exemple de femmes et d'enfants maltais que l'on évacua vers la Sicile, au XVI<sup>e</sup> siècle, pour les mettre à l'abri des corsaires qui sévissaient encore sur les côtes maltaises. Le «chant», incontestablement le plus populaire de la tradition maltaise à la fois orale et écrite, est construit, précisément, autour du thème de l'enlèvement de la mariée par les Barbaresques désignés sous le nom de «Turcs». Versions sicilienne (*Scibilia Nobili*) et maltaises sont ici présentées (pp. 168–186).

Autant de pages riches d'informations et de suggestions qui ne peuvent que susciter des recherches ultérieures. Publié par l'Université de Malte, cet ouvrage est agréablement présenté, illustré de photographies et complété d'un index.

Micheline Galley

ARMIN GRIEBEL: Tracht und Folklorismus in Franken. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1991. 239 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 48).

ARMIN GRIEBEL (Hg.): Amtliche Berichte zur Tracht in Franken zwischen 1828 und 1914. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1991. 331 S., Register, Verzeichnis der erwähnten Trachtenstücke (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 49).

Schon in seinem ersten Beitrag zum Folklorismus (ZfV 1962) rief Hans Moser dazu auf, historisch fundierte Fallstudien zum Thema «Volkskultur aus zweiter Hand» zu erarbeiten. Nur anhand detaillierter, historisch fundierter Schilderung liessen sich die Prozesse erkennen, die zur Veräusserlichung, dem symbolhaften Fragmentieren und Repräsentieren von Bruchstücken aus kulturellem Ganzem, und zu deren Eingliederung in politische und marktwirtschaftliche Spannungsfelder führten. Trotz einer zeitweise heftigen theoretischen Diskussion um den Folklorismus-Begriff sind in den drei Jahrzehnten seit Mosers Aufruf ausser im Bereich Festkultur die Fallstudien relativ spärlich geblieben. In Würzburg beschäftigt man sich allerdings bereits seit den siebziger Jahren intensiv mit Kleidungsforschung, und Armin Griebels Würzburger Dissertation liefert nun eine flüssig geschriebene Studie zur «Folklorisierung» der Tracht in Franken. Der Begleitband mit den nach historischen Perioden und Amtsbezirken geordneten Quellen, transkribiert und mit einem nach Trachtenstücken entschlüsselten Verzeichnis versehen, erlaubt dem Leser, Griebels Forschung im Detail nachzuvollziehen.

Das Thema Tracht eignet sich, wie Christine Burckhardt-Seebass bereits mehrmals anhand von Schweizer Materialien dargelegt hat, zum Verständnis kulturpolitischer Mechanismen. Und um die Vernetzung von Kulturpolitik, Markt und Emotion geht es ja schlussendlich beim Thema Folklorismus. Etwas zugespitzt gesagt, zeigt diese Dokumentation, wie «aus Kleidern Trachten wurden». Die Idealisierung eines abstrahierten Volkes durch die Romantik und die politische Auswertung dieser Idealisierung durch die Administrationen schnell erwachsender Nationalstaaten wird hier am Teilbereich der dem Volke zugeschriebenen Kleidung in einem Teil Bayerns gezeigt.

Griebel beginnt mit dem Wunsch von Kronprinz Maximilian, dass er und seine preussische Verlobte 1842 beim Gang zum Traualtar von Brautpaaren mit stammestypischen Hochzeitszügen aus allen Regierungsbezirken Bayerns begleitet werden sollten. Die Festlegung dieses «Landesbrautzuges» bedingte reges Recherchieren und eine reiche Korrespondenz zwischen Hofbeamten und deren regionalen Vertretern, die wiederum schriftliche Berichte vor allem von Ärzten einholten. Griebel stützt sich nun auf solche Regierungsakten (die im Begleitband nachzulesen sind) – Akten, die gerade wegen ihrer Intentionalität in einer früheren, noch vom «echten Volke» träumenden Volkskunde als unattraktiv gegolten hätten, die sich aber für diese Studie als äusserst ergiebig erweisen. Ein Arzt oder Gerichtsbezirkvorsteher fühlt sich kaum den Echtheitskriterien einer noch in der Wiege steckenden Volkskunde verpflichtet; vielmehr gilt es, die vom König gewünschten ländlichen Hochzeitszüge zwar «authentisch», aber zu einem erschwinglichen Preis aufzutreiben. Sind für die reportierenden Ärzte einige der üblichen Kostümierungen kaum nennenswert oder zum Teil gar ungesund, müssen sich andere lokale Koordinatoren auch um die Konfession der zu Verheiratenden, die etwaigen Mitgiftansprüche sowie um Freibillette für die Eisenbahnreise kümmern, sofern überhaupt ein geeignetes heiratswilliges Paar aufgetrieben werden kann. Nebst Einblicken in die Fixierung von Tracht liefern diese zwei Bände nebenbei auch Ausschnitte aus der Lebenswelt regionaler Verwaltungskreise – auch dies ein bis anhin vernachlässigtes Stück Sozialgeschichte.

Wie stark bäuerliche Kleidung bereits Mitte des 19. Jahrhunderts seitens der Aristokratie und des Bürgertums einer Warenästhetik unterlag, ist bereits aus früheren Arbeiten (z.B. von W. Brückner, R.W. Brednich oder U. Jeggle und G. Korff) hervorgegangen. Der Reiz von Griebels Studie liegt darin, dass sie die Entwicklung des Trachtenfolklorismus über mehr als acht Jahrzehnte verfolgt. Aus monarchischem

Hochzeitsdekor erwächst die Nationaltrachtinitiative Maximilians II. Aber neben solch obrigkeitlichen Bemühungen, bayerisches Nationalgefühl in Anbetracht eines stets bedrohlicheren preussischen Staates symbolisch zu verfestigen, regen sich auch der Tracht gewidmete Vereine, angespornt nicht zuletzt von der Trachtengrafik, die wiederum aus der Nationaltrachtinitiative Auftrieb erhalten hatte. Festzugswesen, Heimatschutz und die Verfestigung einzelner Trachtenregionen als besonders urtümlich: Dies alles sind ideologiegetragene Bewegungen, die sich anhand der Tracht greifbar darstellen können. Dass diese Bewegungen einen Nährboden für «Trachten-Politfolklore» bildeten, hat Griebel bereits anderweitig belegt (vgl. Jahrbuch für Volkskunde 1991).

Die Studie bleibt Vorbildern der historischen Schule treu und ist trotz aufwendiger Detailausführungen interessant zu lesen. Man wünscht sich allenfalls eine ausführlichere theoretische Diskussion zum Folklorismus selbst sowie ein etwas wagemutigeres, weiterreichendes Schlusskapitel. Griebels Materialien stellen ein klares Beispiel von «invention of tradition» dar – ein (zwar nicht unproblematischer) Begriff der englischen Sozialhistoriker E. Hobsbawm und T. Ranger, der z.B. durch Rudolf Braun in den deutschen Diskurs eingebracht worden ist. Die auf eine knappe Seite begrenzte Einführung zu Tracht und Folklorismus hätte hiervon profitiert. Die anglo-amerikanische Diskussion zu Begriffen wie Tradition, Nostalgie und «commodification of culture» (was ich hier teilweise durch den Begriff Warenästhetik anzutönen versuchte), aber auch das sich in der deutschen Volkskunde regende Interesse an den grösseren Entwicklungszügen der Moderne könnten die erarbeiteten Tatsachen in grössere Zusammenhänge stellen. Es bleibt zu hoffen, dass sich Griebel auf der Basis dieser historischen Materialien auch zu weiteren Themen im Spannungsfeld Tracht und Tradition, Politik und Nationalismus äussern wird.

Regina Bendix

MARIA BRUCKBAUER: «...und sei es gegen eine Welt von Feinden!» Kurt Hubers Volksliedsammlung und -pflege in Bayern. München: Kommission für bayerische Landesgeschichte (Institut für Volkskunde) 1991. 230 S., Ill. (Bayerische Schriften zur Volkskunde, 2).

Noch immer gibt es bei Bewertungen über die Volkskunde zur Zeit des Nationalsozialismus nicht nur unterschiedliche Standpunkte, sondern vor allem auch viele noch offene Fragen und nicht ausreichend bearbeitete Themen. Die Untersuchung von Maria Bruckbauer über eine nicht ohne Widersprüchlichkeit beurteilte und wegen ihres Schicksals ausserordentlich bedeutsame Persönlichkeit wie Kurt Huber verdient daher besondere Aufmerksamkeit.

Die Autorin stellt sich das Ziel zu untersuchen, inwieweit Hubers Widerstand gegen das NS-Regime, der ihn 1943 im Zusammenhang mit den studentischen Aktivitäten der «Weissen Rose» in München das Leben kostete, mit seinen Arbeiten im Bereich der bayerischen Volksmusikpflege in Beziehung stand. Für diesen ausgewählten Bereich der Tätigkeit Kurt Hubers analysiert sie umfassendes Material aus der publizistischen Arbeit Hubers sowie als Hauptquelle den Nachlass, der Korrespondenzen, Sitzungsprotokolle, Berichte, Manuskripte, Zeitungsartikel, Presseberichte über Veranstaltungen, Liedaufzeichnungen u.a. umfasst und den die Autorin weitgehend vollständig für ihre Untersuchung erschliesst.

Sehr gründlich zeichnet Frau Bruckbauer an Hand dieses Materials Hubers Tätigkeiten als Volksliedsammler und vor allem für die Pflege des bayerischen Volksliedes im Bereich der Deutschen Akademie, bei der Herausgabe von Liederbüchern, dem Mitwirken an Veranstaltungen des Preis-, Volkslieder- und Heimatsingens, in der Zusammenarbeit mit verschiedenen Organisationen wie dem Rundfunk und auch NS-Organisationen sowie als Gutachter im Rahmen der NS-Kulturpolitik nach. Sie konfrontiert das aus ihrer ausführlichen Quellenanalyse gewonnene Bild mit den Urteilen und Darstellungen nach 1945. Besonders durch die Gegenüberstellung von Originalen und Nachdrucken kann sie aufzeigen, dass spätere Urteile und

Ausgaben die Texte korrigiert und zum Teil auch manipuliert haben. Dieser Abdruck von Originaltexten, Briefen und anderen Quellen und deren teilweise Gegenüberstellung mit späteren Veröffentlichungen macht das Buch auch zu einer wichtigen Quellendokumentation, die wesentlich zur Korrektur des Bildes beiträgt, das sich über Hubers Volksliedarbeit auch in der Wissenschaft gebildet hat. Die Autorin setzt sich mit diesem Bild auseinander und korrigiert es auf Grund ihrer Rückgriffe auf die Originalquellen. In der Volkskunde gibt es neben zumeist nur kurzen Hinweisen auf Kurt Hubers Widerstand gegen die NS-Herrschaft als ausführlichere Analyse nur die Darstellung von Hermann Bausinger, dessen zusammenfassendes Urteil, «dass eine gewisse Verflechtung in die völkische Ideologie offenbar weder politisch richtige Entscheidungen noch charakterliche Sauberkeit ausschloss» (S. 17), die Autorin im wesentlichen bestätigt, viele Einzelheiten der Gesamtdarstellung aber aus den Originalquellen, die Bausinger nicht zur Verfügung standen, vertieft und in manchen Aussagen auch korrigiert. Ausgehend von einer Betrachtung zu Hubers Volksliedauffassung, in der er sich insbesondere von John Meier distanzierte und immer wieder in Gegensatz zu diesem befand, und die in ihrer Betonung des «Echten», «Wertvollen» und «Bodenständigen» seine Bemühungen um die Volksliedpflege mitbestimmte, zeigt Maria Bruckbauer, «wie nahe Kurt Hubers Begrifflichkeit» in seinen Auffassungen vom Volkslied und den Zielen der Volksmusikpflege «der NS-Volkstumsideologie kam» (S. 45). Die zitierten Zeugnisse dafür sind mit ihrem «völkischen» Vokabular zum Teil bestürzend. «Keiner ... betont wie Huber immer wieder die völkisch-nationale Bedeutung» der Liedpflege in der Kulturpolitik, urteilt die Autorin (S. 122). Sie widerlegt spätere Urteile über den Weggang Kurt Hubers vom Staatlichen Institut für deutsche Musikforschung in Berlin und ein angebliches Publikationsverbot, das es jedoch nicht gegeben hat, zeigt andererseits aber auch Distanzierungen und Widersprüche in den Äusserungen Hubers zur NS-Kulturpolitik und zu NS-Organisationen, vor allem aus seiner christlichen Verankerung heraus und in Einwänden zu «bestimmten Linksbewegungen innerhalb der NSDAP, was immer er darunter verstanden haben mag» (S. 195). Eine solche Position kommt auch in seiner scharfen Kritik an österreichischen Sozialisten in Äusserungen zu «Wiener Liederbüchern» zum Ausdruck (S. 84f.).

Frau Bruckbauer ging es in ihrer Quellenanalyse um «Versachlichung» eines Bildes, nicht um die «Enttarnung eines Menschen, dem faschistischer Terror das Leben nahm» (S. 205). Diese Aufgabenstellung ist ihr meines Erachtens gelungen, indem sie durch reiches Quellenmaterial belegt, dass nicht die «Liebe zur bayerischen Volksmusik und die Arbeit in diesem Bereich» Kurt Huber in den Widerstand trieben, sondern andere politische Erfahrungen (S. 205 und 19). Und dies gilt als wesentliche abschliessende Feststellung: Trotz deutlich hervortretender Übereinstimmungen mit der völkisch-nationalistischen Kulturpolitik der NS-Zeit ist «an der Radikalität der Gegnerschaft zu bestimmten Erscheinungsformen innerhalb des Nationalsozialismus ... bei Kurt Huber nicht zu zweifeln» (S. 205). Was hier an detaillierter Quellenanalyse vorgelegt wird, bildet somit eine wertvolle kulturhistorische Studie, die über die Darstellung des Denkens und Wirkens einer Person hinaus zugleich zeitgeschichtliche Bedeutung besitzt. Die Autorin korrigiert manche in der Literatur weitergetragenen Mythen und Klischees und zeigt, wie differenziert und widersprüchlich die Beziehungen zwischen politischen Verhältnissen und Zwängen und dem persönlichen und oft persönlichsten Handeln im konkreten Einzelfall sein können. Für das Existieren und Arbeiten unter Bedingungen einer Diktatur stellt diese hier an einem besonders exemplarischen Beispiel gewonnene Erkenntnis nicht nur historisches Wissen, sondern zugleich auch Lebenserfahrung dar.

Hermann Strobach

ERNST ZIEGLER: Sitte und Moral in früheren Zeiten. Zur Rechtsgeschichte der Reichsstadt und Republik St. Gallen. Sigmaringen: Thorbecke 1991. 224 S., 94 Abb.

Der Verfasser Ernst Ziegler ist seit gut zwei Jahrzehnten Stadtarchivar von St. Gallen und entsprechend gut vertraut mit den Quellen und der Geschichte der Stadt. Mit profunder Kenntnis überblickt er den reichen Quellenschatz, vor allem die Rechtsquellen, und die einschlägige, St. Gallen betreffende Literatur.

So nehmen in seiner Arbeit die Kapitel, in denen er mit den zugrundegelegten Quellen vertraut macht, auch einen sehr breiten Raum ein. Doch Zieglers eigentliches Anliegen ist es, die Quellen selbst sprechen zu lassen und mit ihnen «ein buntes Kulturbild aus dem alten St. Gallen», eine «lebendige Skizze von Leben und Treiben der Bewohner einer Stadt in früheren Zeiten» zu geben. Hauptquelle sind ihm hierfür die zahlreichen Satzungen und Mandate der Stadt. Unter diesen nimmt das sogenannte «Grosse Mandat» von 1611, das der Verfasser schon in einer kommentierten Edition vorgelegt hat<sup>1</sup>, besonders breiten Raum ein. Sehr begrüßenswert ist es, dass der Autor den zeitlichen Rahmen seiner Arbeit so gross anlegt und die Verordnungen und Mandate von der Reformationszeit bis zur Helvetischen Revolution (1798) berücksichtigt. Die historischen Hintergrundkapitel zeigen den Verfasser mit seiner engeren Stadt- und Landesgeschichte wohl vertraut.

Die aus der frühzeitlichen Verwaltungspraxis hinlänglich bekannten «Polizeiordnungen» zeigen auch in ihren St. Galler Ausprägungen zahlreiche Entsprechungen. Die Frage der Sonntagsheiligung ist mit all ihren Verstössen ebenso detailliert durch «Sabbat-Ordnungen» geregelt wie für Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse die üblichen Festschreibungen für Geschenke, Gästezahl, Speisen u.ä. erfolgt sind. Besonders detailliert und restriktiv ist über alle drei Jahrhunderte die Kleiderfrage angesprochen. Vor allem die Kirchenkleidung der Frauen, die Zeitgenossen als abgeschmackt und unschön charakterisierten, war ausserordentlich lange mandatsmässig festgeschrieben und erst 1785 nach zahlreichen, oft erfolglosen Dispensationsgesuchen modernisiert worden. Stärker auf das 16. Jahrhundert und die nachreformatorische Zeit beschränkt war dagegen die obrigkeitliche Satzungspraxis über die Geschlechterbeziehungen. Hurerei und Ehebruch wurden bis hin zur Stadtverweisung geahndet (schon 1526 war ein eigenes Ehegericht geschaffen worden).

Wenn der Verfasser auch mehrfach die einseitige Sichtweise der Mandate betont und auch ihre häufige Erneuerung als Zeichen ihrer Wirkungslosigkeit anspricht, so misst er ihnen dennoch einen ausserordentlich hohen Quellenwert für die Darstellung damaliger Rechts- und Lebenswirklichkeit zu. Weite Partien des Buches bieten das angestrebte «bunte Kulturbild» ausschliesslich anhand der breit zitierten Mandate, ohne dass ihre Rechtswirksamkeit erörtert wird. Die Bussprotokolle, die für St. Gallen allerdings auch nur bruchstückhaft überliefert sind, werden zwar als mögliches Korrektiv angesprochen, aber dafür nur sehr bedingt herangezogen. Schade auch, dass der Autor zwar die St. Gallen betreffende Literatur souverän überblickt, aber die einschlägige wissenschaftliche Forschung zur frühneuzeitlichen Alltags- und Kulturgeschichte so gut wie gar nicht nutzt<sup>2</sup>. Manches an Stelle einer Interpretation gesetzte Ausrufungszeichen hätte sich derart erübrigt.

So bleibt der Gesamteindruck einer sorgfältig aus den Quellen erarbeiteten und sehr schön bebilderten Darstellung am Ende etwas getrübt. Mehr Mut zu einer kritischeren Interpretation unter Einbezug der einschlägigen Fachliteratur hätte der Studie sehr gut getan.

Ruth-E. Mohrmann

---

<sup>1</sup> Ernst Ziegler: Das grosse Mandat der Stadt St. Gallen von 1611. Obrigkeitliche Vorschriften über Kirchenbesuch, Essen und Trinken, Kleider, Schmuck, Verlobung und Hochzeit. Mit einer vollständigen Wiedergabe des Mandats in Originalgrösse und einem Kommentar. St. Gallen 1983.

<sup>2</sup> Als herausragendes Beispiel zur gleichen Thematik vgl. zuletzt Herman Roodenburg: *Onder censuur. De kerkelijke tucht in de gereformeerde gemeente van Amsterdam 1578–1800*. Amsterdam 1990.

PAUL HUGGER: Der Gonzen. 2000 Jahre Bergbau. Das Buch der Erinnerungen. Mit einem Beitrag von Willfried Epprecht über: Geologie, Geschichte, Bergbau. Hg. i. A. der Eisenbergwerk Gonzen AG Sargans. Rorschach: Komm. Kantonalen Lehrmittelverlag St. Gallen 1991. 222 S., 113 Abb.

La Suisse riche en mines pauvres – das Sprichwort von der an armen Minen reichen Schweiz bewahrheitet sich in unzähligen (vor)alpinen Lagerstätten, die zwar verschiedenste Bodenschätze, doch diese in meist nicht abbauwürdiger Konzentration führen. Ein kontinuierlicher Betrieb scheiterte auch am Fehlen einer wirtschaftspolitisch stabilen Grosswetterlage, die die im Bergbau nötige Kapitalkraft mobilisiert hätte und nicht vor Investitionsrisiken zurückschreckte. Kein Wunder, dass es in der Schweiz nie zur Herausbildung von Bergbauzentren kam – und damit auch nicht zu einer eigenen Bergbaukultur, wie dies in Österreich und Deutschland der Fall ist.

Der konjunkturellen Unstetigkeit hiesigen Bergbaus entspricht – jedenfalls auf der «kulturellen» Seite – ein wissenschaftliches Manko. Volkskundliche Arbeiten wie die eines Gerhard Heilfurth oder sozialwissenschaftliche Studien, wie sie in den Nachbarländern auf mitunter jahrzehntelange Tradition zurückblicken können, sind in der Schweiz schlichtweg inexistent. Der sich dem einheimischen Bergbau widmende Kulturwissenschaftler stellt bald fest, dass sich zwischen dem Forschungsstand seines Gebietes und dem der Naturwissenschaften Abgründe auftun. Durch kriegswirtschaftliche Interessen bedingt, hatte im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg ein *Büro für Bergbau* im Auftrag der Bundesbehörden mit zahlreichen Mitarbeitern die betriebstechnischen wie geologischen Gegebenheiten sämtlicher (!) Lagerstätten systematisch erfasst und in Standardwerken publiziert – die Volkskunde sieht sich bis heute auf ausländische Literatur verwiesen. Ausnahmen sind rar: Als älteres Beispiel sei die (bezeichnenderweise) immer noch wertvolle Arbeit von Heinrich Rossi (Zur Geschichte der Walliser Bergwerke. In: Blätter aus der Walliser Geschichte 10, 1949) genannt, der nach eingehendem Archivstudium den kantonalen Bergbau in einen wirtschaftlichen Rahmen einbettete und, leider ohne Nachahmung zu finden, Fragen des Sozialen und der Mentalitäten berührte. Ein neueres Beispiel und zugleich eine der wenigen Monographien zu einem Bergwerk ist die Arbeit Rolf Bühlers über Herznach (Bergwerk Herznach, Aarau 1986); auch hier sind historische, bergwirtschaftliche und geologische Details mit detektivischer Akribie rekonstruiert, doch sozialgeschichtliche Belange nur marginal behandelt. So blieb kulturwissenschaftlich Interessierten bislang der Griff zu naturwissenschaftlichen Werken (etwa der «Geotechnischen Serie» der «Beiträge zur Geologie der Schweiz», die schon in den 1930er Jahren Dutzende von Minen in Monographien behandelten und als Zierwerk über kurze historische Kapitel verfügten) oder der Gang in die kantonalen Archive, wo Aktenberge des Auffindens und anschliessender paläographischer Akrobatik quer durch die Jahrhunderte harr(t)en...

«Kulturelle» Bergbauforschung, oft mehr aus Abenteuerlust und Techno-Nostalgie (im Sinne Bausingers) genährt, fasste hierzulande vor zwanzig Jahren Fuss: Seit Mitte der 1970er Jahre bearbeitet der «Verein der Freunde des Bergbaus in Graubünden» den minenreichsten und aktenmässig bestbelegten Schweizer Kanton. Als wissenschaftliches Pendant wurde 1980 die SGHB (Schweizerische Gesellschaft für historische Bergbauforschung) gegründet. Doch beinhalten die Periodica der beiden Vereine, der «Bergknappe» und die «Minaria Helvetica», rein historische oder bergbautechnische, geologische und mineralogisch-petrographische Untersuchungen. Mit der nun erschienenen Monographie über den Gonzen haben Bergbau und Volkskunde meines Wissens landesweit erstmalige Bekanntschaft geschlossen.

Einleitend resümiert auch *Paul Hugger* diesen Forschungsstand und meistert ebenso konzis wie sprachlich gewandt die Einführung in Geologie, Technik und Geschichte der Eisenherstellung sowie der Bergwerkskultur. Die Anschaulichkeit, mit der inhaltlich diffizile Themen präsentiert werden, findet in einem zweiten Kapitel, verfasst durch den leider inzwischen verstorbenen *Willfried Epprecht*, ihre Fortsetzung. Erklärt wird die Entstehung von Erzlagerstätten im allgemeinen und die bei

der Bildung der Alpen stattfindende Faltung des einst zusammenhängenden Erzhorizontes am Gonzen im speziellen. Ein Blockdiagramm illustriert die Verwerfungen, zeigt die Lage der nun weiträumig voneinander getrennten Erzlager und führt auch Laien den Aufwand an Prospektionsarbeiten zu deren Auffindung vor Augen. Historische Daten setzt Epprecht mit den Zeugen der Bergbautätigkeit im Felde in Verbindung. Aufgezeigt wird der Fortschritt der Abbaumethoden vom primitiven Feuer setzen bis zur Vollmechanisierung der 1960er Jahre, eine Entwicklung, die 1966 infolge Konkurrenz aus Übersee zur Auflassung der Mine am Gonzen führte. Historische Aufnahmen verschiedener Provenienz sowie eine aktuelle Reportage Giorgio von Arbs begleiten diese Ausführungen.

Verdienstvollerweise beschränkt sich die Auswahl historischer Fotografien Louis Beringers in einem dritten Kapitel nicht auf die bereits 1944 publizierten Bilder: Aufnahmen von der Einfahrt der Knappen bis zur Verhüttung der Erze, die im vierten Kapitel, dem volkskundlichen Kern des Buches, zum Sprechen gebracht werden. Mehr als vierzig Interviewte berichten aus Kindheit und Jugend, von Nahrung und Kleidung, von «Strategien des Überlebens» in der Zwischenkriegszeit, als man sich von einem Monat zum andern mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser hielt. Man mag hier die wissenschaftliche Sprache, die das Werk trotz seiner Allgemeinverständlichkeit bisher auszeichnete, vermissen; der Wechsel vom Analytischen zum vorwiegend Narrativen und zu thematischen Exkursen aber macht das folgende aus der Sicht der Betroffenen fassbar: «Die Chance: Arbeit im Bergwerk» sieht sich nicht in einen abstrakten sozio-ökonomischen Kontext, sondern in den Lebensalltag der Krisenjahre eingebettet. Weitere Unterkapitel sind montanspezifischen Fragestellungen wie Männer- und Frauenarbeit, Tagesablauf in- und ausserhalb der Mine, Unfällen und Furcht reserviert. Auch hier werden Interviewtexte auszugsweise eingeflochten. Schliesslich ist die heutige Folklorisierung und Mythisierung (seit 1983 ist der Gonzen Schaubergwerk) des früheren Bergbaus zu verfolgen. Die Impressionen von Arbs von der Barbarafeier der Gonzenveteranen versinnbildlichen diese Wende zum Ausklang des Werkes.

Man mag Fragen wie die der Diskrepanz zwischen staatlichen Vorschriften und Arbeitsplänen sowie dem privatwirtschaftlich getragenen Risiko, Fragen nach Arbeitskonflikten (analog zur legendären *crise minière* des Kohlebergbaus), Fragen nach der Einführung eines neuen Zeit- und Arbeitsrhythmus in vorwiegend agrarwirtschaftlichem Kontext aufwerfen. Solche Vorkommnisse führten im Schweizer Bergbau des 20. Jahrhunderts mehrmals und vielerorts zu Spannungen und Streiks, die ein Licht auf das Verhältnis zwischen Staat und Unternehmerschaft, Konzessionären und Arbeitern werfen und die Bevölkerung in fortschrittliche und beharrende Parteien teilten. Fachinterne Fragen dieser Art liessen sich mit einem Buch, das dem interessierten Laienpublikum verständlich bleiben will, nicht in Einklang bringen. Paul Hugger macht, wo er zur Methodik des vierten Kapitels spricht (vor allem S. 129), darauf aufmerksam.

Als Fortsetzung biographischer wie fotografiezentrierter Arbeiten – erinnert sei an «Das war unser Leben» (1986) und «Der schöne Augenblick» (1990) – haben sich der Kulturwissenschaftler einerseits und (seit seiner Dissertation von 1946 *der* Gonzenspezialist) der Naturwissenschaftler andererseits mit Erfolg zu einer der ersten Bergwerkmonographien der Schweiz zusammengetan. Es ist zu hoffen, dass das Beispiel innerhalb der aufstrebenden Zunft Bergbauinteressierter verschiedener Disziplinen Schule macht und zu gemeinsamen Zielen führt. Werner Bellwald

HEINRICH CHRISTOPH AFFOLTER, ALFRED VON KÄNEL, HANS-RUDOLF EGLI: Die Bauernhäuser des Kantons Bern. Band 1: Das Berner Oberland. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1990. 613 S., Taf. 810 Abb. und Ill. (Die Bauernhäuser der Schweiz, 27).

Ein aussergewöhnlicher, reicher Bestand wird in diesem sehr gut ausgestatteten und umfangreichen Bauernhausband über das Berner Oberland erfasst, der damit an

die bereits erschienenen Schweizer Bände würdig anschliesst. Er ist das Ergebnis jahrzehntelanger Forschung und Arbeit. Die Grundlagen stammen von Alfred von Känel-Béraud, der hauptsächlich das wertvolle Material zu dem Band zusammengetragen hat, das dann – unter Kürzung und Ergänzung – seit 1983 von Heinrich Christoph Affolter druckreif bearbeitet wurde; von Hans-Rudolf Egli stammt die geographisch-historische Einleitung.

Von den unzähligen Einzelergebnissen dieses Bandes können hier nur einige wichtige und für das Berner Oberland charakteristische herausgegriffen werden. Es sind wohl vor allem zwei Besonderheiten, die die historischen Bauernhäuser dieser Region vor allen anderen auszeichnen: Zum einen sind dies die mit grossartigen Schnitzereien und zusätzlichen Malereien dekorierten breiten Blockbaufassaden der Wohnhäuser – ein vergleichbarer Reichtum vom 16. bis ins 19. Jahrhundert ist wohl kaum in einer anderen Landschaft zu finden –, zum anderen, und damit zusammenhängend, die zahlreichen, ja fast unzähligen ausführlichen Inschriften auf diesen Fassaden. Und aus ihnen erfahren wir auch die Namen der ausführenden Zimmerleute: Über 1000 Namen sind im Buch verzeichnet, z.T. aus älteren Veröffentlichungen übernommen (S. 550–569). In dieser Dichte dürfte die Nennung von Zimmerleuten einmalig sein – nicht einmal das Osnabrücker Artland, das doch wirklich schon eine aussergewöhnliche Anzahl von Inschriften mit Zimmermannsnamen aufzuweisen hat, reicht an das Berner Oberland heran. Dabei beruhen die aufgeführten Namen der Zimmerleute nicht auf Archivalien, sondern nur auf den Inschriften – eine Auswertung nach dem Tätigkeitsbereich, nach Werkstätten usw. würde hier aufschlussreiche und statistisch abgesicherte Ergebnisse liefern. Leider wurde darauf verzichtet, mit diesem Material intensiver zu arbeiten. Wer will da noch von «anonymer Architektur» sprechen, wenn es um das volkstümliche Bauwesen geht?

Der Höhepunkt der «Kunst» am Berner Bauernhaus liegt in der Zeit des späten 17. Jahrhunderts, ganz besonders aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts, um dann allmählich auszulaufen; die letzten Beispiele der breiten, geschnitzten und bemalten Fassaden liegen um 1850. Verständlich, dass ein Grossteil des Bandes und vor allem der Abbildungen sich den künstlerischen Formen des Hauses widmet. Die Darstellung der Hausfunktionen und der Bauweisen folgt dem bekannten, auf viele bautechnische Details eingehenden, sehr analytischen Schema der bereits erschienenen übrigen Schweizer Bauernhausbände.

Es ist nun rund 25 Jahre her, seit mit dem Band über die Wohnbauten Graubündens von Christoph Simonett die Reihe «Bauernhäuser der Schweiz» begonnen wurde – eine erfolgreiche, vorbildliche Reihe, in der inzwischen 13 Bände herausgegeben wurden. Damit ist der Schweizer Forschung mehr gelungen als der in Österreich und Deutschland, wo vergleichbare hauskundliche Reihenwerke in den Anfängen steckengeblieben sind, wenigstens was das bäuerliche Bauen betrifft.

In diesen 25 Jahren sind aber in der Hausforschung vielerorts neue, erfolgreiche Wege beschritten worden. Gewiss, seinerzeit, 1965, galt die sehr sachliche und analytische Konzeption des Schweizer Bauernhauswerkes weithin als vorbildlich, auch die graphisch klare, vereinheitlichte schematisch-strukturelle Wiedergabe von Bauten in Grundrissen, Aufrissen, Schnitten und Detailplänen. Doch schleichen sich heute doch Zweifel ein, ob man über so relativ lange Zeit an einer einmal eingeführten Darstellungsweise festhalten sollte. Der Dokumentationsstand ist heute in der Hausforschung doch ein ganz anderer: Auf exakte, ja verformungsgetreue Aufnahme und restauratorische Befunderhebungen wird grösster Wert gelegt. Das ist nicht nur eine Frage der Akribie, der Detailtreue und Messgenauigkeit – dahinter steht eine geänderte Auffassung vom Haus als historischer Quelle einerseits und als individuelles Kulturzeugnis andererseits, weniger als «Typ» und Idealform einer Zeit und Gegend. Hausforschung ist baugeschichtlicher, ja «archäologischer» geworden. Dem tragen die doch eher starren, schematisierten und zudem meist sehr kleinen Planzeichnungen kaum Rechnung, Bauphasen sind selten berücksichtigt.

Aber auch in der textlichen Präsentation vermisst man schmerzhaft das Eingehen auf baugeschichtliche Analysen *einzelner* Objekte im Zusammenhang (und da gibt



es doch im Band so viele herausragende, eine eingehendere Würdigung verdienende Beispiele), um sich eine Vorstellung von einem typischen, aber individuellen Haus und seinen Funktionen, seinen geschichtlichen Wandlungen machen zu können. Es werden zwar viele bauliche, funktionale und, seltener, auch soziale Einzelaspekte behandelt, kaum aber eine synoptische Darstellung des Hausganzen gegeben. Man wünschte sich auch einen zusammenfassenden Überblick über die Entwicklung des ländlichen Hausbaus im Berner Oberland und eine Einbindung in die überregionale Situation, Fragen nach Forschungsdefiziten, Bestandslücken, Aufzeigen von neuen, noch nicht gelösten Problemstellungen.

Diese vorsichtig-kritischen Äusserungen richten sich weniger an den hier besprochenen Band, der in seiner Informationsfülle besticht, sondern an die Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz» insgesamt, die nach 25 Jahren vielleicht einer gewissen Anpassung an neuere Forschungsmethoden und -fragestellungen bedarf.

Konrad Bedal

### Eingesandte Schriften\*

Heidrun Alzheimer: Volkskunde in Bayern. Ein bibliographisches Lexikon der Vorläufer, Förderer und einstigen Fachkollegen. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1991. 362 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 50).

Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? 5. Tagung der Kommission «Arbeiterkultur» in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 30. April bis 4. Mai 1989 in Tübingen. Hg. von Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff und Bernd Jürgen Warneken. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1991. 330 S., Abb. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 76).

Aus Schwaben und Altbayern. Festschrift für Pankraz Fried zum 60. Geburtstag. Hg. von Peter Fassl, Wilhelm Liebhart und Wolfgang Wüst. Sigmaringen: Thorbecke 1991. IX, 327 S., 1 Portr., Abb. Register. (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, 5).

Ausbreitung bürgerlicher Kultur in den Niederlanden und Nordwestdeutschland. Hg. von T. Dekker, P. Höher, P. Post und H. Siuts. Münster: Coppelath 1991. 226 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 74).

Werner Bätzing: Die unbewältigte Gegenwart als Zerfall einer traditionsträchtigen Alpenregion. Sozio-kulturelle und ökonomische Probleme der Valle Stura di Demonte (Piemont) und Perspektiven für ihre Zukunftsorientierung. Bern: Geographisches Institut der Universität Bern, cop. 1988. 299, 48 S., Kartenskizzen. (Geographica Bernensia; Reihe P, Geographie für die Praxis, 17).

Werner Bätzing: Welche Zukunft für strukturschwache nicht-touristische Alpentäler? Eine geographische Mikroanalyse des Neraissa-Tals in den Cottischen Alpen (Prov. Cueno/Piemont/Italien). Bern: Geographisches Institut der Universität Bern, cop. 1990. IX, 326 S., Ill. + Karte. (Geographica Bernensia; Reihe P, Geographie für die Praxis, 21).

\* Redaktionsschluss 1. Oktober 1992. Die Redaktion behält sich Einzel- oder Sammelbesprechungen vor. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung von unaufgefordert zugesandten Schriften kann nicht übernommen werden.